12

D III 12.
X 17
5134
a'
23
von
Madame
Nauser!
Coburger
Landes-
Bücherei

LB Coburg

Schubert del. A. Clar. sc. 1791. Lip.

Konrad und Siegfried
von
Feuchtwangen,
Großmeister des deutschen Ordens.

In zwey Bänden.

Coburger Landes-Bücherei

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung,
1792.

Svintaroha.

Jahrhunderte verfliessen, und reißen in ihrem Strome das Andenken manches Heldennamens, die Spur mancher Edelthat mit sich dahin, welche würdig gewesen wäre, für die Ewigkeit aufbehalten zu werden; doch zu dem Dichter geschieht zuweilen ein Wort in nächtlicher Stunde von längst vergessenen Dingen, und ein Genius flüstert in sein Ohr den Nachhall der Sage, welche längst nicht mehr über die Lippen der spätern Nachwelt gleitete.

Thaten reihen sich an Thaten, Namen an Namen, das Glück wählt, wie überall so auch hier, mit verbundenen Augen, bewahret diese als ein Heiligthum, und läßt jene, vielleicht von gleicher Würde, der Vergessenheit des Grabes: — Ziemt demjenigen, welchem sich die Nacht der Vorzeit erhellt, gleiche Partheilichkeit? — Nein, jeder Name der sich an den Namen seines Helden kettete, werde genannt,

jede That, die mit Siegfrieds und Konrads Thaten wetteiferte, ans Licht gestellt, neben ihnen treten all die glorreichen Ahnen des deutschen Ordens hervor, welche Feuchtwangens Zeitverwandte waren, und die Welt erfahre, wer Ulrich von Magdeburg, wer Heinrich Zuckeschwerd und Martin Golin waren, erfahre noch mehr, als selbst Peter von Dusburg wußte, und werde zweifelhaft, welcher dieser großen Männer, den Mann an der Spitze dieser Blätter zu verdrängen, wenigstens zur Seite zu stehen, würdig sey.

In einer Nacht, wie die gegenwärtige, da die Muse den Faden der Erzählung ergreift, in einer schwarzen, düstern, gestirnlosen Nacht, langten nach zehntägiger, unwegsamer, gefahrvoller Reise zwey Krieger zu Svintaroha an, ihre Stirn entstellten breite schirmende Hüte, wie sie der Landmann damals in den dasigen Gegenden zu tragen pflegte, die blanke Rüstung verhüllten rauhe flockigte Mäntel, ihr Fußtritt war leise, leiser noch der Ton ihrer Stimme, wer ihr ganzes All in der Nähe musterte, hätte die Fliehenden, die Kundschafter, oder die heimlichen Werkzeuge zu grössen Dingen nicht verkennen können; — Sie waren vielleicht eins, vielleicht alles, was wir eben genannt haben, welches am meisten, mag der Leser aus der Folge sehen.

Die Gegend, die sie eben betraten, war öd und einsam; so wie sie der Mond, der zuweilen aus schwarzen Wolken hervortrat, auf Augenblicke sichtbar machte, eine weite unabsehliche Fläche, seit kurzer Zeit erst das, was sie jetzt war. Die Unebenheit des Erdreichs, die Hindernisse, die der Fuß fast bey jedem Schritt im Gehen fand, zeigten, daß vor wenig Wochen hier noch die düstern Schatten eines Hayns ruhten, den die Axt hinweg räumte, und dessen an der Gränze übergelassene Reste den Wanderern, dann und wann, so wie zuweilen die Finsterniß wich, am fernen Horizonte, wie schwarze Gewölke emporstiegen.

Sie kannten den Ort nicht, den ihre Füsse berührten, sie wußten nicht einmal so viel von ihm, als unsere Leser, seinen Namen, ungeachtet auch in diesem immer noch wenig genug gelegen haben würde, sie zu belehren — Schon lang hatten sie, bald in Gedanken, bald mit leisen Worten gefragt: wo sind wir, und was begab sich auf dieser Stelle? — Ein heimlicher Schauer weissagte ihrem furchtlosen Herzen, das sonst vor nichts zu zittern pflegte, ungemeine Dinge, aber Aufklärung ihrer dunkeln Gefühle konnte ihnen niemand geben, denn — sie waren allein.

Die Gegend war, bey allem heimlichen Grauen, das sie umwehte, nicht unlieblich, weiches Moos kleidete den Boden an den Stellen, wo er nicht Ueberbleibsel ausgerotteter Bäume zeigte, zwey klare Ströme *) rauschten neben einander in hohen Ufern daher, bis an eine Stelle, da sie sich brüderlich vereinten, um den Weg zum Meere gemeinschaftlich fortzusetzen. Diese Stelle war die heimlichste und ahndungsvollste auf der ganzen Fläche. Das Rauschen der Flüsse war stärker, so wie sie zusammenströmten, fünf hohe Fichten, dem Anschein nach so alt, wie der Boden, aus dem sie sich himmelan streckten, beschatteten den Winkel zwischen dem Wasser, ein weisser Marmorstein, durch seinen blendenden Glanz selbst in der Nacht sichtbar, ruhete im Kreis der riesenförmigen Bäume; Charaktere waren ihm eingegraben, welche vermuthlich Nachricht von dem enthielten, was hier geschah, Befriedigung für die Neugier der beyden Pilger, aber zum Unglück wurden diese durch Mangel an hinlänglichem Licht gehindert, sich zu belehren.

Bruder, sagte der eine zum andern, der Weg war lang und beschwerlich, den wir gingen, ich schmachte nach Ruhe, ists rathsam, sie auf dieser Stelle zu nehmen?

*) Die Vilna und Vilia.

Laß uns weiter gehen, Ulrich, schwerlich ward dieser Stein zur Ruhe für müde Wanderer bestimmt.

Die Gegend rund umher ist heilig und schauervoll, vielleicht ein Schlachtgefild, wo Heldenblut die Erde düngte.

Vielleicht Blut unserer Brüder, oder Blut der Ritter vom Schwerde; Gelegenheit, für den Glauben zu bluten, fehlt in diesen Gegenden nimmer.

Gott gebe, daß die, welche hier fielen, des süssen Todes mit dem Schwerd in der Faust starben, nicht des scheußlichen wehrlosen Todes unter der Wuth ergrimmter Heyden*).

Konrad hörte, was Ulrich sagte, und verstand seine Meynung, denn er sah, was dieser im weiter gehen gewahr ward, Spuren eines großen Brandes unter seinen Füssen. Ein her-

*) Die Wuth, die heydnischen Völker dieser Gegenden zu bekehren, reitzte die ihrige, angeerbte Meynungen zu vertheidigen. Ihre Rache gegen die Christen, besonders gegen die geistlichen Ordensleute, ihre Verfolger und Bekehrer, war grausam. Hirzhols und der andere hier genannte starben unter ihren Händen des schrecklichen Feuertodes, andere auf noch fürchterlichere Art. – Grausamkeit reizte zu grausamer Rache, auch die deutschen Ritter waren nicht ganz rein von unschuldig vergossenem Blute der Liefen, Preußen u. s. w. und endlose Wiedervergeltung kostete von beyden Seiten manchem edeln Mann sein Heldenleben.

hervorblickender Mondstrahl zeigte ihm, daß vor wenig Tagen hier ein Scheiterhaufen geflammt hatte. Weiß gebrannte Ueberbleibsel von Menschen oder Thiergebeinen, die hier und da unter Asche und Kohlen zerstreut lagen, machten, daß ein Schauer durch seine Glieder bebte, kein Schauer der Angst, sondern des innerlichen Grimmes, er dachte an Hirzholsens und Heinrich Ulenbuschs gräulichen Märtyrertod und knirschte mit den Zähnen.

Ulrichs und Konrads Empfindungen waren sich gleich, ihre Gedanken behielten, so wie beyde ihren Weg fortsetzten, lange Zeit einerley Richtung, aber sie liessen dieselbe durch kein Wort laut werden; die Gefühle, unter welchen ihre Seele arbeitete, waren zu mächtig, um Aeusserung zu verstatten.

Der Weg über die große Ebene war jetzt zurückgelegt, sie sahen sich am Eingange eines dichten Fichtenwaldes, den sie schon längst am Horizont, wie ein düstres Gewölk hatten ruhen gesehen. Eine kurze Berechnung des Weges, den sie zu nehmen hatten, und denn der Schluß, daß weder die Finsterniß, noch die Gefahren dieses Hanns gescheut werden dürften, um an Ort und Stelle zu gelangen, wohin sie von ihren Obern bestimmt waren.

— Die Schreckniſſe des Pfads, den die Helden betraten, waren nicht klein, doch, eben weil ſie Helden waren, fühlten ſie nur wenig von denſelben; bey anderen als ſie, möchte dieſer Hayn, in welchem Bäume ſich an Bäume drängten, im Zuſammenhang mit der eben zurückgelegten Ebene zitternde Todesahndung erregt haben. Dieſe furchtbaren Schatten waren zweifelsfrey den alten Landesgöttern geweiht, jene Ebene trug, ſo wähnten die Ritter, noch ſichtliche Spuren von Rachopfern, die irgend einer beleidigten Gottheit dieſer Gegenden geſchlachtet worden wären. Ulrich und Konrad waren ſich deſſen, was ihnen an einer ſolchen Stelle bevorſtand, lebhaft bewußt, doch gingen ſie weiter, und nur Behutſamkeit war es, was die Vorſtellung von Gefahr ihnen einflößte, Behutſamkeit, die ſich weniger auf ihre eigene Perſon, als auf die Sache des Ordens bezog, welche ihnen anvertraut war, und welche mit ihrem Leben verunglücken mußte.

Konrad von Feuchtwangen und Ulrich von Magdeburg, die beyden Helden, welche wir hier vor uns haben, gehörten ſo wohl, was Rang als, was Tapferkeit anbetraf, unter die erſten des deutſchen Ordens. Erſterer, ein Ritter aus einem der älteſten ſchwäbiſchen Geſchlechter, hatte ſchon zweymal das Landmeiſterthum

von Samland ausgeschlagen, und Ulrich, — braucht die Sage den Mann noch erst zu rühmen, dessen Riesenarm, als der Feind die Schiffe Markgraf Ottos von Brandenburg überrumpelte, ein Fahrzeug des Mastbaums beraubte, und mit dieser seltsamen Wehr ein feindliches Schiff mit funfzig Feinden versenkte, und gilt hier nicht Erwähnung einer einzelnen That für zwanzig andre?

Die Thaten der damaligen Helden gränzen nahe ans unglaubliche, die Sage erzählt sie nach, und der Hörer scheut sich, sie Lügen zu strafen. Die Phantasie findet ihre Weide im Außerordentlichen, gewöhnliche Dinge sind nicht werth, der Nachwelt wiederholt zu werden.

Der deutsche Orden, welcher vornehmlich die Schule war, wo sich solche Helden bildeten, sahe damals eine bedenkliche Epoche; die glänzenden Zeiten Hermanns von Salza, des Freundes der Fürsten, des Bezwingers der Ungläubigen, des Mehrers der Besitzungen der deutschen Ritter waren vorüber, das gegenwärtige Geschlecht der geistlichen Streiter, hatte die volle Tapferkeit seiner Vorfahren geerbt, aber — nicht ihr Glück. Die Fürsten neideten die wachsende Größe des Ordens, und traten seinen Wünschen immer nur mit halben Herzen an die Seite, heimliche Feinde standen wider die Rit-

ter auf, die gar bald öffentlich das Schwerd blößten, und war gleich immer der Sieg zu ihrer Rechten, so fehlte es doch auch nicht an wichtigen Niederlagen, die wenigstens für die Zukunft ernstliche Besorgnisse entstehen liessen. Der damalige Hochmeister, Hanno von Sangerhausen, war nicht läßig gegen Fälle, die er voraus sah, Vorkehrungen zu machen, und zum Rückhalt gegen einheimische Feinde, für auswärtige Stützen zu sorgen. In Geschäften dieser Art waren die beyden Ritter, deren Namen wir bereits genannt haben, ausgesandt worden. Ihr Weg ging weit über Land und Meer, und das, was sie in Littauen zu besorgen hatten, war, so wichtig es auch für die gegenwärtige Noth des Ordens seyn mochte, doch immer nur das Nebenwerk.

Konrad von Feuchtwangen und sein Gefährthe, Ulrich, setzten die Reise, welche ihnen vom Hochmeister anvertraut war, als halbe Flüchtige fort. Ihre Person, ihre Namen waren bey den Feinden bekannt genug, ihnen Gefahr bey der Entdeckung zu drohen, aus der schwer belagerten Vestung Balka waren sie durch einen Strick über die Mauer entkommen; die Helden, welche niemals flohen, mußten jetzt fliehen, sich verbergen, die gebahnten Pfade vermeiden, und der Gefahr und dem Tode, welchem

sie immer zu trotzen pflegten, ausweichen, damit die gemeine Sache der Brüder nicht mit ihrem Leben zu Grunde ginge; schwere Pflichten für sie, die aber nach Eyd, Gehorsam und Ordenspflicht so wenig verabsäumt werden durften, als Aufopferung des Lebens bey der Fahne des Kreuzes.

Sie setzten den gefährlichen Weg durch den Götzenhayn, den sie eben begonnen hatten, so gut fort, als sie konnten, und erwarteten Erleichterung desselben, von dem anbrechenden Tage, dem sie nun bald entgegen sahen. Schon gränzte die Nacht an den Morgen, als sich ihnen in der Ferne mit dem Schimmer des ersten falben Dämmerlichtes vereint, der Glanz eines Feuers zeigte, das ihnen im Näherkommen das Herz des Waldes zu verzehren schien, und ihnen das Hindurchkommen als unmöglich vorstellte.

Flammen wallten himmelan, rothe Funken sprühten, und Wolken von Rauch verschleierten von Zeit zu Zeit die ganze Scene. — Die Nacht vergrößert alle Gegenstände, bey mehrerem Herannahen erblickten die Wanderer keinen brennenden Wald, sondern nur einen Scheiterhaufen von ziemlicher Größe, der auf einer ausgeholzten Stelle des Hayns flammte, und rund

um, weit genug von den Bäumen entfernt war, um ihnen keine Gefahr zu drohen.

Jeder mehr herzunahende Schritt zeigte den Rittern den Gegenstand ihrer Neugier deutlicher, zeigte ihnen endlich, was sie in dieser Wildniß seit mehreren Tagen nicht gesehen hatten, die Gestalt eines Menschen; eine bedenkliche Erscheinung in ihrer Lage! Ein einiges Auge, das sie zur Unzeit erblickte, ein einiger Mund, welcher nachsagen konnte, daß das Auge sie sah, drohte Verrath, und eine Kette von Zufällen, welche das große Ganze, auf welches hier alles ankam, vernichten mußten.

Wer in Gefahren nichts zu wagen hat, als sein Leben, geht mit einigem Muth und dem Degen in der Faust, meistentheils sicher, der, welcher in seiner Person wichtigere Dinge schonen muß, hat oft Ursach vor einem rauschenden Blatte zu beben; die beyden Pilger befanden sich in diesem Fall, doch sie bebten nicht, und nach einigen Zwischenreden war die Partie bald gefunden, welche sie zu ergreifen hatten.

Die Figur, welche ihnen ersten Blicks Bedenken machte, war ohnedem nicht von der Art, daß bey ihrer nähern Untersuchung weitere Besorgnisse hätten statt finden können.

Ritter Ulrich trat, als sie die Gränze des Waldes ganz erreicht hatten, zuerst auf die von

der Glut beleuchtete Gegend, und erblickte die Menschengestalt, welche sie noch vor einer Viertelstunde beym Scheiterhaufen auf und abgehend und das Feuer schürend gesehen hatten, jezt zur Seite im Schatten eines zur Nahrung der Flammen bestimmten Holzstosses eingeschlummert, erblickte in ihm einen schwachen weißhaarigten Greis; noch mehr, einen Bekannten, einen Freund der durch seine lang geprüfte Treue den Rittern noch unverdächtiger ward, als durch sein schwaches Alter und seinen Schlummer.

Ulrich untersuchte das Gesicht des schlafenden Alten noch einmal, und kehrte dann mit dem Namen Jeroschin zu seinem Gefärthen zurück.

Jeroschin? wiederholte Konrad und eilte herbey, sich durch eigene Augen zu überzeugen. Jeroschin Samile? der edle Pomesanier, den Heinrich Ulenbuschs Märtyrertod zum Christen, den sein Christenthum zu meinem Freunde machte? — O erwache, erwache, guter Greis! Siehe dich hier in den Armen deines Sohnes, wie du mich so oft nanntest, siehe mich hier wieder in dem Falle, in den ich so oft kam, in dem Falle, Rath und Zurechtweisung bey dir zu suchen; Dienste, die ich dir nie vergelten kann

Jeroschin.

Jeroschin Samile war, wie Konrad uns bereits sagte, ein Mann aus einem der edelsten pomesanischen Geschlechter, ein Mann, den Tugend, Rechtschaffenheit und Verstand noch mehr adelten, als seine Geburt, welche ihn seinen Landsleuten ehrwürdig machte. Nicht nur ehrwürdig, auch furchtbar war er den deutschen Rittern längst, durch das Gerücht von seiner Weisheit, und durch die blutige Erfahrung, die sie oft von seiner Tapferkeit gemacht hatten.

Jeroschin war der Besitzer großer Ländereien im königsberger Gebiet, ein Abkömmling der uralten Beherrscher des Landes, ein eifriger Anhänger seiner Landesgötter, und auf diese Art einer der hartnäckigsten Gegner des deutschen Ordens. Jahrelang hatten ihn die Ritter als einen solchen gekannt und gefürchtet, bis ein Zufall die Verhältnisse umkehrte, und ihn zu ihrem Freund und Verbündeten machte.

Ritter Heinrich Ulenbusch, der Held, dessen Namen wir schon zweymal genannt haben, stieß einst, als er den Rückzug der fliehenden Ordensritter deckte, auf Jeroschins Leute. Jeroschin selbst befand sich bey der Schaar, die gegen die Wenigen, welche an Ulenbuschs Seite

fochten, schier für ein kleines Heer zu rechnen waren; doch hielt das Ordensvolk an Heinrichs Seite tapfer Stand, bis fast alle rund um ihn her sanken, und er selbst, aus zwanzig Wunden blutend, kaum das Schwerd mehr zu halten vermochte. —

Laßt uns sterben, Brüder, rief er den wenigen, die noch an seiner Seite fochten, zu, laßt uns sterben! Unser Tod ist glorreich, Tausenden der Unsern rettet er das Leben!

Jeroschin hatte an diesem Tage vier Söhne durch Ulenbuschs streitbare Faust verloren; Rache gegen den, der ihn, so nahe am Grabe, jeder Stütze beraubte, ihn, den grauen Alten, kinderlos machte, wäre Jeroschin nach damaligen Grundsätzen vielleicht zu verzeihen gewesen; doch Rache wars nicht, was der edle Preuße gegen den Helden fühlte, nur Bewunderung. Gern hätte er ihm das Leben gefristet; er bot ihm Gnade an, aber man urtheile, ob ein Mann, wie Ulenbusch, das Leben unter dieser Benennung annehmen konnte.

Jeroschin wußte seinen Worten Nachdruck zu geben. Seinem Wunsche nach, sollte und mußte sein tapferer Feind leben, leben wider seinen Willen. Keine Viertelstunde, und Jeroschins Uebermacht hatte so weit gesiegt, daß Heinrich ganz alleine, zwar ohne weitere tödliche

Wunde, aber auch ohne Waffen, mitten unter seinen Feinden, den Tod erwartend dastand, und das Leben annehmen mußte.

Ich bin in Eurer Hand, lallte er mit schwacher Stimme, als Jeroschin ihn unter den Arm faßte, um seine schwankenden Schritte nach seinem nahen Schlosse zu leiten, ich bin in Eurer Hand, es war der Wille der Vorsicht, ich darf nicht wider sie murren. Gott gebe mir den Tod an meinen Wunden, wird mir diese Bitte nicht gewährt, so bitte ich euch, Jeroschin, laßt mich von eurer tapfern Faust sterben, ich liebe mein Leben nicht, des seyd ihr Zeuge, aber unbeschimpft und ohne Quaalen wünsche ich es doch aufzugeben.

Dafür bürge Euch mein Eyd! rief Jeroschin und drückte Ulenbuschs zitternde Rechte, entweder ihr lebt, oder sterbt rühmlich durch meine Hand; meine Macht, mein Ansehen und meine Treue giebt Euch volle Sicherheit.

Jeroschin hatte für den Argwohn seiner Landsleute schon zu viel und zu freundlich mit dem deutschen Ritter gesprochen. Seine Macht und sein Ansehen, auf die er mit Grunde bauen konnte, wurden ihm genommen, sein treues gegebenes Wort war zu schwach, Ulenbuschen zu retten. Den Mann, dem er Leben oder rühmlichen schmerzlosen Tod versprochen hatte, mußte

er unter langen Quaalen sein Leben ausathmen sehen. Ulenbuschs sterbender Blick suchte den seinigen. — Ich vergebe dir, Jeroschin! stammelte er, vergieb auch du mir den Tod deiner Kinder!

Jeroschin litt wenigstens so viel als der, für dessen Mörder er sich ansah, und dessen letzte Worte sein Herz durchbohrten. Sein unverstellter Gram um den deutschen Ritter, machten ihn, so wie seine vorhergehenden zahllosen Bemühungen, ihn zu retten, in den Augen seines Volkes zum Landverräther. Man stieß ihn aus, er flohe zum damaligen deutschen Hochmeister, Poppo von Osterna. Ulenbuschs Tod hatte ihn die blutgierige Religion seines Vaterlandes zum Abscheu gemacht, er ward ein Christ. Einer schönern Eroberung konnte sich das Christenthum in den damaligen Zeiten nicht rühmen, als derjenigen, welche sie an diesem edeln Manne gemacht hatte; die Ritter wußten sie zu schätzen, aber sie erwarteten mehr von ihr, als sich mit Jeroschins Redlichkeit vertrug. Er war seinem Vaterlande, das ihn ausstieß, nicht untreu geworden, indem er seiner Religion entsagte. Aller Rath, alle Anschläge, die man von seiner Weisheit und Erfahrung zu ziehen hoffte, bezogen sich nur auf kluge Schonung. Er haßte die Grausam-

samkeit, die ihm sein Volk verhaßt gemacht hatte, auch an den Christen, er hielt es für Gottlosigkeit, sein Vaterland zur Dankbarkeit für den Schutz, den er bey den Rittern fand, an sie zu verrathen, und so geschah es freylich, daß er dem größern Theil von ihnen erst gleichgültig, denn lästig ward, und endlich, um weitern Unannehmlichkeiten zu entgehen, sich zur Flucht entschliessen mußte.

Konrad von Feuchtwangen, und Ulrich von Magdeburg, beydes edle Männer, die sich in vielen Stücken von seiner Weisheit leiten ließen, und in ihm einen Freund und Vater verehrten, halfen ihm bey seiner heimlichen Entkommung; sie vergaben dem Orden nichts durch diese That, sie ersparten nur einigen Unedeln die Beschämung, sich an einem Manne vergangen zu haben, der besser war und redlicher, als tausend geborne Christen.

Perkunos Hayn.

Dieses war der Bekannte, der Freund, welcher sich jetzt den beyden Pilgern so unvermuthet zeigte. Wie er in diese Gegend kam, was hier

sein Geschäft sey, war ihnen so unbekannt, als dem Leser. Sie suchten den Schlafenden zu erwecken, um, so wie über alles, was ihnen zu wissen noth war, so auch hierüber Auskunft von ihm zu erhalten.

Jeroschin! Vater Jeroschin! rufte Konrad unabläßig, indem er seine Hand unter seinen Nacken schob, erwache! siehe dich hier in den Armen deines Sohnes! — Jeroschin lag in einem Todenschlummer; wie Bley ruhte der Fittig des Schlafs auf seinem Auge. Als er sich endlich ermunterte, als es den Rittern gelang, sich ihm kenntlich zu machen, nichts von der Freude des Wiedersehens, das sie erwartet hatten, erst ein stummes Erstaunen, dann der lebhafteste Ausdruck der Angst und des Entsetzens, der aus seinen Augen leuchtete.

O wenn ihr es seyd, rief er endlich, wenn ihr Ulrich und Konrad seyd, so flieht! flieht augenblicklich! Ihr befindet Euch im Perkunos Hayne, die Schrecken des Donnergottes treffen Euch, dafern Ihr verweilet.

Perkunos Hayn? wiederholte Konrad, Jeroschin der Hüter eines Götzenfeuers?

Keine Fragen, Konrad! Noch einmal, Euer Leben hängt so sehr von eurer Flucht ab, als das meinige von diesen Flammen!

Der flammende Scheiterhaufen, welcher den Rittern in der Ferne ein brennender Wald zu seyn schien, hatte während dem Schlummer Jeroschins und dem kurzen Gespräch mit seinen Freunden viel von seiner Glut verloren, hier und da zischte und rauchte das Holz, dort war es gänzlich verloschen, dort drängte sich nur noch eine matte blauliche Flamme unter Dampfwolken himmelan. Die Angst, der Eifer, mit welchem Jeroschin bey diesem Anblick sich aufraffte, um die Glut zu nähren, zeigte, daß der letzte Theil seiner Rede nicht blosses Wortspiel war, daß in der That für ihn auf diese Flammen mehr ankam, als die christlichen Ritter begreifen konnten.

Unbesorgt, ob das, was sie thaten, ihnen auch ganz zieme, unachtsam auf seine Worte, mit welchen er sie noch immer zur Flucht ermahnte, halfen sie ihm das Feuer schüren. Der Holzstoß flammte von neuem, man umarmte sich, und Jeroschin bezeichnete seinen Freunden, indem er sie von sich trieb, eine sichere Höle im Walde, wo sie sich bis an den Mittag verbergen, und seiner Zukunft und mehrerer Belehrung gewärtig seyn sollten.

Jeroschins Geschichte.

Der Mittag verging, es kam der Abend, ohne daß der gute Greis sich erblicken ließ. Unmöglich war es den Rittern ihren Zufluchtsort zu verlassen, ohne Jeroschin noch einmal gesprochen zu haben. Von ihm erwarteten sie Zurechtweisung in so manchen unumgänglich nöthigen Dingen, daß sie hätten bleiben müssen, bis er erschien, wenn auch ihre Reise noch größere Eil gehabt, wenn auch Hunger und Durst sie noch mehr zu Fortsetzung derselben getrieben haben sollten.

Am späten Abend erschien Jeroschin, und brachte Befriedigung für alle ihre Bedürfnisse. Man setzte sich zu einem äusserst sparsamen Mahle, dessen Beschreibung für die Leser wohl wenig anlockendes haben möchte. Die deutschen Ritter hatten sich unter den rauhen Nationen, wohin sie die Fahne des Kreuzes führte, an eine Kost gewöhnen müssen, die zärtern Gaumen vielleicht widrig gewesen wär, und die nur durch die Noth lieblich gemacht werden konnte. Doch die Besetzung ihrer Tafel ist dem gleichgültig, der vielleicht so begierig als sie auf die Aufklärung wartet welche ihr Wirth ihnen über verschiedene verborgene Dinge zu geben versprochen hatte.

— Nach einem Trunk berauschender Milch *), und er begann.

Ihr seyd zweifelhaft, wo Ihr Euch befindet, Ihr verlangt nach Zurechtweisung auf den Weg, welchen Euch Eure Ordenspflicht vorschreibt, Ihr heget Besorgnisse, die theils eitel, theils nur allzugegründet sind; — höret kürzlich meine Geschichte, seit wir uns auf der Ebene von Dramenau trennten, sie wird alles enthalten, was Euch zu wissen noth ist.

Von meinem Volke als ein vermeynter Landverräther vertrieben, fand ich bey den Eurigen nur so lang den Schutz, welchen ich suchte, als man ähnlichen Wahn von mir hegte. — Man kannte meinen Rang, mein Ansehen, meine Geburt, man wußte, daß niemand das Innere des Landes, das man unterjochen wollte, besser beurtheilen, seine Stärke und Schwäche genauer angeben konnte als ich, und man überzeugte sich, daß ich all diese Dinge zum Verderben meines Volks den Christen aufopfern würde, aber man erwartete hier Vortheile von mir, die ich nicht geben konnte. Hatte ich mich darum zu Eurem Glauben gewendet, um seine ersten Grundsätze durch die schwärzeste Verrätherey zu über-

*) Es ist bekannt, daß die Stuttenmilch, der alten Preußen, Litthauer und Liefen gewöhnliches Getränk, in einigem Uebermaaß genossen, die Kräfte des stärksten Weins äußerte.

treten? Nein, ich bin ein Christ nach dem Glauben, ein Preuße nach dem Blute; nie werdet Ihr andre Rathschläge von mir erhalten, als die, durch Schonung Eure Entzwecke zu befördern, sobald ich dieselben für gut und rechtmäßig erkenne. Glaubt mir nur, ein Volk, wie das meinige, weicht keiner Gewaltthat, keiner Grausamkeit; das einige Mittel — — doch der Eifer reißt mich unzeitig dahin, ich vergesse, daß ich mit Ulrich und Konrad spreche, welche Grundsätze hegen, die den meinigen ähnlich sind, und denen es noch überdieses in diesem Augenblicke um ganz andere Dinge zu thun ist, als die, auf welche mich das Andenken an meine unglückliche Flucht aus dem Gebiet Eures Ordens leitete.

Ungern verstand ich, der nie floh, mich zu derselben, doch Ihr kanntet den Verdacht eines heimlichen Einverständnisses mit meinen Landsleuten, den man auf mich geworfen hatte, Ihr sahet Gefahren, die ich nicht sah, Ihr sorgtet um mich, und leitetet mich zu einem Schritte, den ich blos Euch zu Liebe that, und den ich seit dem, ach wie oft bereute.

Wisset, daß Ihr mich bey all eurer zärtlichen Vorsicht für meine Freyheit und mein Leben, der Sclaverey und dem Tode in den Rachen jagtet. Ich fiel in die Hände meines Volks, das Schicksal, das dort meiner wartete, und

das mich all diese Zeit über bis auf die letzt vergangenen Monate fest hielt, unterlasse ich Euch zu schildern; es ist nicht nöthig, Euer Herz noch mehr gegen diejenigen zu erbittern, die ohnedem bey aller Milde Eurer Gemüthsart, ein Gegenstand Eures Hasses und Eurer Rache sind.

Daß man indessen nicht zum ärgsten mit mir verfuhr, dafür bürgt Euch mein Leben. Bey den Euren würde ich vielleicht unter solchen Verhältnissen weniger Schonung gefunden haben. — Ich entkam durch glückliche Zufälle, und mein Schicksal leitete mich in diese Gegenden. Die Schatten eines ungeheuren Fichtenwalds, der damals noch die ganze Ebene bedeckte, gaben mir Zuflucht, die Wasser der Vilna und Vilia Labung, und eine kleine Hütte, welche in den Winkel, wo beyde Ströme sich vereinigen, gebaut war, nebst denen sie umgebenden Fruchtbäumen, Wohnung und Speise.

Ich war erstaunt, in dieser wilden Einöde, wohin sich meines Erachtens vor mir nie ein Fuß verirrt haben konnte, Spuren zu finden, daß einst menschliche Wesen hier gehaußt haben mußten. Die kleine Wohnung, die mir Obdach gab, war nicht ganz leer von Bequemlichkeit, die Bäume des umzäunten Fleckes an der linken Seite derselben, den ich einen Garten nennte, beugten sich unter der süßen Last wohlgepflegter, in diesem

Himmelsstrich unbekannter Früchte, der Boden unter ihnen trug wohlschmeckende gesunde Kräuter, und funfzig Schritte von meiner so glücklich gefundenen Einsiedeley, dicht am Zusammenfluß der Ströme, zeigte mir eine Bank unter den Schatten fünf uralter himmelhoher Fichten, die Stelle, wo mein Vorfahr in dieser Einsamkeit zu ruhen, und ernsten Betrachtungen nachzuhängen gepflegt haben mochte.

Nichts gleicht meiner Freude über das kleine ruhige Eigenthum, das mir das Glück mitten in einer stürmischen geräuschvollen Welt aufbehalten hatte. Dankbar sahe ich von ihm gen Himmel, und wünschte hier ewig zu bleiben. Auch konnte ich hoffen, daß mein Wunsch erfüllt werden würde, denn wer sollte mich in dieser Wildniß finden? wer mir meine stille Hütte beneiden, oder mich aus derselben vertreiben?

Schon hatte ich mir die Jahre abgezählt, die ich nach einiger Wahrscheinlichkeit hoffen konnte, noch in dieser süssen Einsamkeit zuzubringen, schon mir die Stelle ausersehen, die ich am späten Abend des Lebens mir zum Grabe bereiten, und in ihr bey zunehmender Schwäche den Tod erwarten wollte, als das Schicksal, das mir in meinem Leben so viel Freuden störte, mir auch die letzte verdarb, und mir zeigte, daß ich noch nicht

genug geduldet habe, um auf Ruhe hoffen zu dürfen; doch mein Unglück befiel mich nicht ungewarnt, ein Traum, den ich, weil ich nie auf Träume achtete, leider in den Wind schlug, sagte mir deutlich genug, was ich zu thun habe, um wenigstens einem Theil desselben zu entgehen.

Ich war einst nach Untergang der Sonne auf dem Ruheplatz unter den Fichten am Wasser entschlummert, da dünkte es mich, als käm aus den dichtesten Schatten des Waldes ein alter Mann zu mir herauf, sein Ansehn war hoch und königlich, seine Kleidung zeigte mehr den Krieger als den Einsiedler, und doch sagte mir ein Gefühl, das uns im Traume oft das Ganze einer Sache mit einem Blick übersehen läßt, er sey mein Vorweser in dieser Einsamkeit, der erste Erbauer und vieljährige Bewohner meiner lieben Hütte gewesen.

Er stützte sich auf seinen Stab, und sah mir lang, und wie mich dünkte, mit Wehmuth ins Gesicht, so wie ich vor ihm lag und schlummerte. — Armer Jeroschin, sprach er endlich mit halblauter Stimme, du bist mir ein lieber Gast gewesen, aber nun muß ich dich vertreiben; meine Gebeine heischen die Stelle, auf welcher ich dich beherbergte. — Säume nicht, mir zu weichen! —

Er hatte kaum geendigt, sich kaum in den Schatten verloren, so erhob sich ein seltsames Geräusch im Walde. Sägen rauschten und Aexte blinkten, alle Fichten neigten sich zur Erde. Von weit m flammte ein großes Feuer; alles ward Unruh, alles Verwirrung. Mein Herz schlug vor Angst und Entsetzen, sein heftigeres Pochen war es, was mich erweckte.

Was dieses Gesicht mir voraussagte, sah ich in wenig Tagen erfüllt: — Ihr habt vielleicht gehört, daß diese Gegenden einst von einem guten Könige beherrscht wurden, welchem das Volk, das ihn anbetete, den Namen Svintaroha gab. Er machte nicht lang das Glück seiner Länder, Ringold, Mendogs Vater, der nachher so lang den Namen eines Fürsten von Lithauen führte, stieß ihn vom Throne, und nöthigte ihn zu fliehen. Seinen damals noch unmündigen Sohn vertraute er seinem Vetter, dem Fürsten von Potolsk, er aber fand, nach langem Kampf mit einem widrigen Schicksal, endlich Ruhe in diesen Schatten, wo auch mir das Glück einige ruhige Wochen gegönnt hatte. Während er mit Wissen des vorgenannten Fürsten hier einer vieljährigen Stille genoß, während ihm dieser treue Freund das Einsiedlerleben so süß und bequem als möglich zu machen suchte, besaßen seines Feindes, Ringolds Söhne, Enkel und Vet-

tern den Lithauischen Fürstenstuhl in ruhiger Erbfolge; sie schmückten sich mit dem Königsnamen, und hielten alles, was sie an Svintaroha begingen, für schon vergessen. Aber die Rache schlief nicht, das Schwerd fraß bald diesen bald jenen aus dem Hause des Eroberers, und als der letzte seines Geschlechts, den letzten von Svintarohas Freunden, den edeln Fürsten von Potolsk, meuchelmörderisch getödtet hatte, mußte auch er *) fallen, und dem Geschlecht des rechtmäßigen Besitzers von Lithauen auf dem Throne Platz machen.

Germund, Svintarohas Sohn, der mit dem Fürsten von Potolsk alles verloren zu haben glaubte, ward von seinem Volke für den einigen übrigen Sprößling des alten Fürstenstammes gehalten, und zum Throne gerufen.

Mit Jauchzen vernahm man von ihm, daß sein Vater, daß Svintaroha noch lebe. An der Spitze der entzückten Lithauer machte sich Germund auf, dem königlichen Einsiedler die Krone zu bringen. Sie fanden ihn schwach und dem Grabe nahe, in dem Hause, das ich nach der Zeit einige Wochen lang bewohnte, fanden ihn auf der Ruhestelle zwischen den Fichten am Was-

*) Voscelko, der letzte aus Ringolds Hause, tödtete den Fürsten von Potolsk, und ward bald darauf von dem rußischen König Leon überfallen und getödtet. vid. Kojalowicz. p. 100 — 139.

ser, mit ganz andern Gedanken, als den Gedanken an den Thron beschäftigt. Das Rauschen der Ströme, die sich hier vereinigen, um den Weg nach dem Meer gemeinschaftlich fortzusetzen, bildeten ihm den Strom der Zeit, der ihn, wie er hoffte, der Wiedervereinigung mit dem letzten Freunde, welchen er verlor, nun bald entgegen führen würde, er dachte sich gemeinschaftliches, ungetrenntes Leben mit ihm in bessern Welten, und weihte, weil er doch dem, was von ihm auf der Erde zurück blieb, auch noch einen Blick schenkte, die Stelle, wo er sich so oft in die süssesten Träume von einer hellern Zukunft gewiegt hatte, zur Ruhestatt seiner Gebeine.

Man urtheile, ob der Mann, dem irdisches Glück so spät zu lächeln begann, der Mann, der längst jeden Wunsch diesseit des Grabes aufgegeben hatte, geneigt seyn konnte, die Krone anzunehmen, die man ihm in einer solchen Stunde brachte. Die Freude seines Volks, das Entzücken seines Sohns, seinen Vater von der Stelle, wo er so oft mit ihm über widriges Geschick getrauert hatte, zum Throne holen zu können, rührte ihn nicht. Er bestand darauf, Germund sollte König werden, und er wollte hier sein Leben endigen, doch Germund siegte durch eine List. Er gab dem Volke ein, was es sagen sollte, und Svintaroha wich endlich der Versicherung, die

man ihm einmüthig gab, wie Germund nie die Krone tragen solle, sein Vater sey denn sein Vorgänger auf dem Throne gewesen.

So sah Lithauen unter dem guten Svintaroha noch einige glückliche Jahre, er gewann auf dem Throne neue Lebenskraft, und fühlte sich noch am achtzigsten Lebensjahre noch stark genug, die Rüstung anzulegen, um das Blut seines Vorgängers von König Leons Händen zu fordern. Auf diesem Heereszuge war es, wo er seinen Heldentod fand. Der siegende Germund kehrte traurig mit der Leiche seines Vaters zurück, und ließ nach seiner Krönung sein erstes Geschäft seyn, den letzten Willen des Verstorbenen zu erfüllen.

Svintaroha wollte an den Ufern der Vilna und Vilia deren Rauschen ihn in seinem vieljährigen Einsiedlerleben so oft in sanften Schlummer gewiegt hatte, begraben seyn, und eben zu der Stunde, da mich mein weissagender Traum warnte, war König Germund schon im Anzug, den väterlichen Willen auf die glänzendste Art zu vollziehen; er that mehr als Svintaroha, der in allen seinen Wünschen bescheiden und mäßig gewesen war, gefordert haben würde. —

Tausend Aexte fällten die Hälfte des Fichtenhayns, um der königlichen Leiche welche Germund mit seinem Trauergefolge hieher begleitete, zum Scheiterhaufen zu dienen. Der dichte Wald

ward zur welten Ebene, damit man Raum hatte, das ungeheure Feuer zu rüsten, das außer Svintarohas Gebeinen, noch eine Menge von den Sclaven und Pferden des Verstorbenen verzehren sollte, damit Raum war, für die Hälfte der Einwohner des Landes, welche die Ueberreste ihres lieben Herrn mit Heulen und Klaggeschrey, davon die fernen Gebürge ertönten, begleitete.

Germund schien in dem Kontrast zu triumphiren, welchen die Prachtscene von Svintarohas Begräbniß mit der Einsiedlerhütte machte, in welcher er die größte Zeit seines Lebens zugebracht hatte; kindliche Liebe war es, was ihn leitete, sie entschuldige alles, was sich etwa in seinem Verfahren übertriebenes finden möchte!

Die Hütte, in welcher der königliche Einsiedler so lange Jahre gelebt hatte, in welcher er so gerne gestorben wär, wär ohne Zweifel, als Andenken von Svintarohas seltsamen Geschick, von der gemeinen Verehrung ausgenommen worden, welche Germunds Eifer seinem Vater zu Ehren, hier angerichtet hatte, aber — man hatte mich in der heiligen Wohnung gefunden, man hielt sie durch meinen Aufenthalt entheiligt, und — sie mußte geschleift werden. Die Bäume, welche mich genährt hatten, die Ruhestelle am Wasser, wo ich zu sitzen pflog, erfuhr gleiches Schicksal, nur die fünf heiligen Fichten wurden

verschont, und unter ihnen erhub sich ein marmornes Denkmahl mit Svintarohas Namen und Ruhm; gern hätte Germunds Liebe zum Uebermaaß den letzten vergrößert, wär es möglich gewesen, in diesem Stück von seinem Vater etwas mehr als die Wahrheit zu sagen.

Der Umstand, daß die Hütte des königlichen Einsiedlers mich einige Zeit beherbergt hatte, diente mir bey König Germunden zu schlechter Empfehlung, er war so erzürnt auf mich, daß er mir das Gehör versagte; doch wußte er nicht genau, was er mit mir machen sollte, (denn gesündigt hatte ich eigentlich nichts), bis andere ihm hierin auf einen Gedanken halfen.

Jenseit dieses Fichtenhayns, so weit als die Axt etwas von demselben überließ, liegt der berühmte Tempel Perkunos, des Donnergottes, den man in diesen Gegenden verehrt. Die Priester des Tempels hatten längst den Besitz des Waldes gesucht, ohne ihn von Germunds Vorfahren erhalten zu können, jetzt war die Zeit, ihre Wünsche zu erreichen: Der neue König, entzückt neue Mittel zu finden, damit er das Andenken seines Vaters unsterblich machen konnte, schenkte den Priestern noch mehr als sie baten, da sie sich erboten, Svintarohas geharnischtes Bild in ihrem Tempel, dem Bilde des Donnergottes gegenüber

zu setzen, und in Svintarohas Hayn *) ihm zu Ehren ein ewiges Feuer zu erhalten. Das Andenken des frommen Königs, der in seinem Leben, wo nicht das Kriegsrecht gebot, wohl nie eine blutgierige That gebilligt hätte, Svintarohas Andenken noch mehr zu verherrlichen, war nichts mehr übrig, als seinen Hayn, und das ewige Feuer, das ihm hier brannte, durch ein Menschenopfer zu weihen. Germund war zu allem bereit, was man ihm vorschlug, doppelt bereit dazu, da die Priester, welche sahen, daß mich der König haßte, oder die vielmehr selbst einen heimlichen Widerwillen auf mich geworfen hatten, meine Person zu der schauervollsten Handlung ihres Gottesdienstes wählten.

Gott weis, daß ich wenig Ursach habe, mein Leben zu lieben, aber ich kannte dies Land, kannte die abergläubische Priesterwuth, hatte Heinrich Ulenbuschs Ende gesehen, und schauderte vor dem, was mir bevorstand, zurück. Es war mir wohl zu verzeihen, daß ich, als man mir die zugedachte Ehre ankündigte, auf Mittel sann, derselben zu entgehen, auch selbst wenn das Mittel, das ich im ersten Entsetzen wählte, sich

*) Die ganze Gegend erhielt von dieser Begebenheit den Namen Svintaroba.

sich nicht ganz mit den Grundsätzen vertragen sollte, zu welchen ich mich bekenne.

Perkunos Gottheit wird in den Gegenden, wo ich geboren ward, so wohl verehrt, als in diesen; als ein Sprößling des Fürstenstammes, war ich Perkunos geborner Priester, und vermittelst meiner Erziehung ein Eingeweihter seiner heiligsten Geheimnisse; dies durfte ich nur durch wenig Worte anzeigen, so schwand die Möglichkeit, daß ich ohne ein unmittelbares Verbrechen wider des Donnergottes Majestät sein Opfer werden konnte; aber zugleich fiel auch die Verbindlichkeit auf mich, ungesäumt in die Pflichten meines Standes einzutreten, sobald man es von mir forderte; und welch eine Forderung! ich, ein Christ, Diener am Altar einer heidnischen Gottheit!

Perkunos Priester mußten mich als einen Abtrünnigen von der väterlichen Religion kennen, wie ließ sich sonst ihr Haß gegen mich, wie die Schnelligkeit erklären, mit welcher sie augenblicks auf das fielen, was mich, den Gehaßten, in die größte Verlegenheit setzen mußte; auch war diese Kenntniß Möglichkeit, denn die Priesterschaft der Gottheiten, welche das Schwerd der deutschen Ritter aus diesen Gegenden zu vertreiben sucht, steht in ungetrennter heimlicher Verbindung unter sich; was Jeroschin in seinem Ge-

burtslande mit dem geistlichen Bann belegt hatte, konnte und mußte hier längst bekannt worden seyn. Daß es nicht nur so seyn konnte, sondern auch würklich also war, zeigte mir die Erfahrung.

Als Perkunos Priester hatte ich mich bekannt gemacht, und an Perkunos Altar wurde ich noch am nehmlichen Tage zum Dienst gefordert. Erspart mir die Beschreibung von der Beschämung, welche Jeroschin, welcher nie heuchelte, mit dem Weyhrauchfaß in der Hand fühlen mußte; aber was sollte er thun, sich derselben zu entbrechen? was, sich vor seinem eigenen Gewissen zu rechtfertigen? — Doch das letzte war leichter als das erste. Ich diente dem Gott des Donners; ists nicht dieser, den auch Ihr verehrt? ob Ihr ihn Perkuno nennt, ihm Gottesdienste feyert, wie die unsrigen, dies waren Dinge, welche ich nicht bedenken durfte, wenn ich nicht sterben, oder, noch schrecklicher für mich, wenn ich nicht widerrufen wollte.

Einer Schlinge meiner listigen Feinde war ich entgangen, doch sie waren nicht arm an mehreren Fallstricken, deren einer mich noch ungezweifelt fällen wird, wenn es Euch, meine Freunde, nicht glückt, mich ihren Händen zu entreißen. Eins der Mittel, mich zu stürzen, ist jenes Feuer, bey welchen ihr mich in vergangener Nacht

wachend oder vielmehr schlummernd fandet. — O Svintaroha! heiliger frommer Menschenfreund! hättest du wohl gedacht, daß du nach deinem Tode noch das thun solltest, was du lebend nie thatest, das Leben unschuldiger Menschen in Gefahr setzen?

Der Scheiterhaufen, welchen Ihr gestern flammen sahet, war das ewige Feuer, welches Germund dem Andenken seines Vaters in Perkunos Hayn anzündete. Es wird unablässig von Priestern bewacht, und der, unter dessen Hut es zufällig verlöschen sollte, mußte im Augenblick der Entdeckung, ein Raub der Flammen werden. Es ist fast unmöglich, daß eine Glut, wie diese, bey mäßiger Aufsicht zu flammen aufhörte; woher es indessen kommt, daß ich mich jedesmal, wenn ich die Hut des Feuers habe, in dem nehmlichen Falle befinde, in welchem Ihr mich gestern sahet, das ist nicht schwer zu errathen. Auch hier äußern sich die Tücke meiner Feinde. Mich trift die Reihe meistens über die andre Nacht; die Schwäche und Schlafsucht, die meinen Jahren ohnedem eigen ist, scheint in diesen fürchterlichen Stunden, da mein Leben auf meiner Wachsamkeit beruht, wie durch Zauberkunst gemehrt. Ich gehe im halben Traume, mir sinken die Augenlieder, ehe ich es gewahre,

falle ich in der Nähe oder Ferne der Glut hin und entschlummere, indessen hemmt eine verborgene Macht die Flammen, das Holz, das ihnen zur Nahrung dienen soll, saugt wie aus unterirdischen Schleußen, Ströme von Wasser in sich, ich höre den gräßlichen Ton des Zischens und Knisterns im Traume, er wird das Mittel, mich zu erwecken, ich fahre voll Schrecken auf, und bin oft kaum im Stande, durch alle Mittel der Kunst Feuer zu nähren, die mir aus meinen Lehrjahren in Perkunos Tempel vielleicht besser bekannt sind, als meinen Feinden allen, die Glut wieder anzufachen, mit welcher der Funke meines Lebens verlöschen muß.

Ihr wart mir gestern beyräthig bey diesem Geschäfte, ich zitterte mehr für Euch als für mich; Ihr begreifet selbst, was Eure Entdeckung nach sich gezogen haben würde. Diese Nacht bin ich frey von meiner gefährlichen Wache, ich bin entschlossen, Euch diese Stunden ganz zu widmen, sie werden nicht zu lang seyn, über alles zu Rathe zu gehen, was Euch in Eurer, mir in meiner bedenklichen Lage zur Rettung dienlich seyn möchte.

Gefährliche Gewissensrüge.

Die Ritter waren nicht ganz mit dem zufrieden, was ihnen Perkunos Priester sagte, sie waren bieder und geradsinnig nach ihrem Charakter, streng in ihrem Glauben. Jeroschins gekünstelte Erklärung, welche seinen gegenwärtigen Stand rechtfertigen sollte, behagte ihrem Gewissen nicht, sie stritten heftig wider seine Verfahrungsart, nennten das, was er that, Heucheley, welcher auch der schrecklichste Tod vorzuziehen wär, und — fanden hierin bey ihm nur wenig Widerspruch. Jeroschin ward still und traurig, und erwachte, wie aus tiefem Schlummer, als die ersten Morgenstrahlen, welche die Berge rötheten, ihnen sagten, es sey Zeit zum zweyten Theil ihrer Berathschlagungen über zu gehen, und das Vergangene, an welchem sich nichts bessern ließ, ruhen zu lassen, weil man noch so viel mit der Zukunft zu thun hatte.

Freunde, sagte Jeroschin, welcher sich möglichst zu fassen suchte, mich dünkt, über das, was Ihr vor Euch habt, lassen sich wenig Zweifel machen. Ihr seyd von Euren Obern, wie Ihr sagt, mit wichtigen Geschäften an König Germunden gesandt, worin sie bestehen, verlange ich von Euch nicht zu wissen, auch wenn Ihr

mir sie vertrauen wolltet, dann ich wünsche Euch ungefesselt und unpartheyisch zu rathen.

Ihr findet den König wenig Meilen von hier auf einer Burg, welche Ihr, sobald ich Euch über die Gränze des Waldes geführt habe, auf dem Berge liegen sehen werdet. Germunds Charakter kennt Ihr aus meiner Erzählung; er ist im Grunde gut, und seine Schwächen wird Ritter Konrad, der ein Hofmann ist, schon zu seinem Vortheil zu nutzen wissen; auch findet Ihr ihn auf guter Laune, und Eurem Orden geneigt. Germund steht im Begriff, einen zweyten Zug wider die Russen zu thun, in welchem er sich ungern von den Kreuzrittern durch erneute Feindseligkeiten würde gehindert sehen; Gesandte von ihm sind bereits nach Liefland, durch gütliche Vergleiche das Schwerd der Christen dort in der Scheide zu erhalten, eine ähnliche Gesandtschaft dürfte vielleicht in wenig Tagen nach Preußen abgehen. Im fall Ihr also nicht gesandt seyd, ihm Krieg anzukündigen, so kommt Ihr wahrscheinlich seinen Wünschen zuvor. Nützt Euren Vortheil so gut ihr vermögt, ohne dem Volke allzuhart zu fallen, deß Ihr um Eures Freundes Jeroschin willen schonen müßt; laßt sein Andenken nimmer bey Euch erlöschen, laßt Euch das Land, welches ihn gebar, noch um seinetwillen theuer seyn, auch wenn er nicht mehr leben soll,

te, Euch deß zu erinnern, was Ihr ihm so oft versprachet.

Man hatte sich bey Anbeginn dieser Rede auf den Weg gemacht, der noch vor Sonnenaufgang geendigt seyn mußte, er führte durch einen Umweg über die Gegend zurück, welche die Ritter des vorigen Tages mit so viel Grauen betreten hatten. An der Gränze des Waldes schieden sie von ihrem treuherzigen Führer, der in seinen letzten Reden manches geäußert hatte, das ihnen um seine Person Sorge machte, und den Entschluß befestigte, seine Rettung von dem gefahrvollen Posten, auf welchen er zurückkehrte, ihr erstes Geschäft bey dem Könige seyn zu lassen.

Jetzt kannten sie die Geschichte der Ebene, deren ganzes All ihnen des vorigen Tages so befremdend war; die Spuren des Scheiterhaufens, der hier geflammt hatte, die Ueberbleibsel von Menschen- und Thiergebeinen waren ihnen, die schon an die rauhen Sitten des Landes, in welchen sie lebten, etwas gewöhnt waren, jetzt gleichgültiger als zuvor, da sie diesen Dingen die fürchterlichste Deutung gaben. Sie suchten die Ruinen von Svintarohas Hütte, besuchten die fünf hohen Fichten am Ufer der Ströme, lasen die Inschrift auf dem Denkmahl des königlichen Einsiedlers, und langten, nachdem sie ihrer Phantasie hier genugsame Nahrung gegeben hatten,

auf König Germunds Bergschloß ganz in der Stimmung an, welche Beschäftigungen dieser Art fühlenden Seelen zu geben pflegen.

Ritter Ulrich, ein Mann von festern Nerven und geringerer Fühlbarkeit, als Konrad von Feuchtwangen, merkte am ersten an, daß diese stille, ernste, etwas schwärmerische Laune, nicht ganz diejenige sey, mit welcher man sich bey Hofe, sollte es auch an dem Hofe eines Königs von Lithauen seyn, empfiehlt, auch erinnerte er Konraden, daß Jeroschin ihnen gerathen habe, die Verkleidung abzulegen, und die ritterliche Rüstung nebst den schwarzbekreuzten Mänteln frey in einer Gegend zu zeigen, wo sie ihnen, nach der jetzigen Lage der Sachen, Empfehlung seyn mußte.

Sie fanden bald, daß der, welcher sie nie getäuscht hatte, der, dessen Rathschläge sie nie irre leiteten, der treue Jeroschin, sich auch hier als weise, treu, und wahrhaft behauptete. Ihre Kleidung, ihre bekannten Namen, ihre denen, welche einst ihre Schwerder gefühlt hatten, eben so kenntliche Person, Dinge, von welchen sie in diesen Gegenden glaubten, alles besorgen zu müssen, verschafften ihnen auf König Germunds Burg eine auffallend günstige Aufnahme.

Ritter Ulrich führte das Wort, er hütete sich wohl, den Auftrag des Ordens zu zeitig in

seinem ganzen Umfange laut werden zu lassen, da er sich von dem Könige einen ähnlichen vermuthete. Die Ritter litten, wie wir schon zuvor erwähnten, große Bedrängnisse von den heidnischen Preußen, sich des Friedens mit den Lithauern zu versichern, und sie durch mögliche Aufopferungen von thätigen Beytritt zu ihren Feinden abzuhalten, darum waren Konrad und Ulrich zu König Germunden gesandt. Germund hegte die nehmlichen Wünsche, um den rußischen König Leon ruhig überziehen zu können. Der kluge Ritter Ulrich ließ ihn zuerst reden, und ermangelte nicht, ihm das, was er im Namen des Hochmeisters augenblicklich zusagte, auf eine bescheidene Art als Gefälligkeit anzurechnen, indessen Germund von Entzücken und Dankbarkeit überfloß, das so schnell erhalten zu haben, was man von Seiten der Ritter selbst bittlich bey ihm hatte suchen wollen.

Ritter Konrad, welchem außer den Dingen, die dem Leser schon bekannt sind, noch manches auf dem Herzen lag, das seinen Hang zu stiller Traurigkeit nährte, hatte bey dieser ganzen Verhandlung nur so viel gethan, als Ritter Ulrichs Thätigkeit ihm überließ, und das Ceremoniel nöthig machte, aber bey der Tafel, an welche sie vom König gezogen wurden, war er desto beredter. Er sprach von Svintarohas

Denkmahl, von dem Ruf des guten Königs, von seinen seltenen Schicksalen; alles Dinge, von welchen sein Herz noch voll war, und über welche er sich mit so viel Gefühl ausdrückte, daß er die Wohlneigung Germunds ganz gewann. Wovon hörte der zärtliche Sohn wohl lieber sprechen, als von seinem Vater! Er breitete sich weitläuftig über die Begebenheiten aus, welche die Ritter schon aus Jeroschins Munde gehört hatten, und die sie jetzt mit Vergnügen noch einmal aus dem Seinigen vernahmen. Dieses Vergnügen, diese Aufmerksamkeit, diese Theilnahme, die wenigstens von Konrads Seiten nicht erkünstelt war, machte den König zu allem geneigt, was man nur von ihm fordern konnte, und er erbot sich am Ende selbst, zu schleuniger Leistung dessen, was noch zu Befestigung des gemachten Vertrags fehlte, zu Beschwörung des Bundes mit dem Orden in Perkunos Tempel, dagegen sich Ulrich von Magdeburg anheischig machte, ihn unter einer Bedingung, welche er zu seiner Zeit nennen wollte, auf seinem Heerzug wider die Russen selbst zu begleiten; ein Versprechen, das Germund mit dem lebhaftesten Entzücken aufnahm, und für welches ihm, wie er sich ausdrückte, kein Preis zu hoch seyn sollte.

Und du, fuhr Germund fort, indem er sich zu Konrad wendete, Mann mit den sanften

Augen, mit dem fühlenden Herzen, Mann, bey dem sich auf eine so seltene Weise Tapferkeit mit zarter Empfindung paart, willst du Svintarohas Sohn verlassen? Willst du nicht ausziehen, mit ihm den Tod des Helden zu rächen?

König Germund, antwortete Feuchtwangen, ob ich wünschte, die Reußen, die auch unsere Feinde sind, an der Seite der Lithauer zu bestreiten, davon ist hier die Rede nicht. Mein Freund hat Vergunst, seiner Neigung zu folgen, die habe ich nicht, mich ruft die Ordenspflicht, einen weitern Weg zu ziehen, als vielleicht noch meine eigenen Augen absehen können; doch gnügt es dir, wenn ich dir an meiner Statt einen andern Mann stelle, der das, was ich Svintarohas Andenken leisten könnte, weit vollkommener leisten wird? —

Kannst du dich für ihn verbürgen? Wer deine Stelle vertreten will, hat große Obliegenheiten.

Ich verbürge mich für ihn; der Mann, von welchem ich spreche, war Svintarohas Gastfreund, wurde nach seinem Tode noch einer Erscheinung von ihm gewürdiget. —

Einer Erscheinung? — Konrad, was sagst du? — Wo ist der Glückliche, der meinen Vater später sahe als ich? der, als das irdische Band, das mich an den Theuren fesselte, schon

zerschnitten war, noch seines Umgangs gewürdigt wurde? — — Laß mich ihn sehen! Ich brenne vor Ungeduld, Worte von ihm zu hören, die aus dem Munde des Verklärten gingen, von ihm zu erfahren, welches Loos dem Helden in jener Welt zu theil ward.

Du wirst ihn sehen, Germund, wirst aus seinem Munde alles hören, alles erfahren, was du wünschest, doch hüte dich, das Wort zu brechen, das du gabst, mit Zernichtung desselben würde alles aufgegeben seyn, was zwischen uns verhandelt ward.

Welches Wort?

Du sagtest, kein Preis sey dir zu hoch, durch welchen du dir die Begleitung der Ritter vom Kreuze beym Zuge wider die Reußen erkaufen könntest.

Ich verstehe Eure Meynung nicht, aber was ich sagte, wiederhole ich jetzt, und eile, mein Versprechen im Heiligthum des Donnergottes zu beschwören.

Der schwere Sieg.

Die Ritter wußten den König sehr gut bey seiner schwachen Seite zu fassen. Diese schwache

Seite war schwärmerische Liebe für das Andenken eines angebeteten Vaters; andre hatten diese rühmliche Schwäche schon genutzt, Germunden zu zweydeutigen Handlungen zu verleiten, so war es ja wohl zu verzeihen, daß Jeroschins Freunde sich derselben zu Rettung eines Unschuldigen bedienten; daß es dieses war, was Ulrichs und Konrads Forderungen zum Grunde lag, wird der Leser schon ohne unsere Weisung errathen haben. Die Bedingung, unter welcher der eine sich anheischig machte, den Zug wider die Reußen mit zu thun, war nichts anders, als Jeroschins Befreyung von Perkunos Priesterthum. Der Mann, den der andere an seiner Statt stellen wollte, Svintarohas Blut rächen zu helfen, war kein anderer als der, welchen er nicht mit Unrecht den Gastfreund des königlichen Einsiedlers nannte, Jeroschin, der, wie wir gesehen haben, sich allerdings einer Erscheinung des erhabenen Verstorbenen rühmen konnte, aus welcher sich bey einem Gemüth, wie Germunds, die größten Vortheile für ihn entwickeln konnten. Was bey Benutzung dieser Dinge von List mit unterlief, konnte man wohl ohne Gewissenszweifel unter die erlaubten Kunstgriffe rechnen, sich aus so bedenklichen Lagen, wie die Lage der drey Freunde war, herauszuwinden.

Der Weg nach dem Heiligthum des Donnergottes, ward ohne Säumen angetreten, die Ritter verweilten Germunden zu Liebe unterweges gern bey Svintarohas Denkstein, und ließen sich gern hier das zehnmal Gehörte noch einmal erzählen, besonders Konrad, der bey all solchen Dingen mehr Nahrung für seine Laune fand, als sein rauherer Gefärthe.

Beym Eintritt in den Fichtenhayn, wo Svintarohas heiliges Feuer flammte, bekam Germunds Beredsamkeit neue Nahrung; die Ritter wußten von den Dingen, die ihnen der gute König mittheilte, mehr als er meynte; sie erwarteten jeden Augenblick den ersten Schein der Glut zu sehen, die ihnen, als sie sie in jener Nacht zuerst erblickten, ein brennender Wald dünkte. Sie glaubten, nach ihrer Rechnung, diesen Abend Jeroschin wieder als Hüter des Feuers zu finden, und bey dieser Gelegenheit das erste Wort zu seinem Besten zu reden, aber sie warteten so wohl vergebens, als Germund, der schon längst seine Augen weit geöffnet hatte, um sich an der heiligen Glut zu weiden, von Perkunos Priestern für die Ewigkeit bewacht, welche er für das glänzendste Ehrendenkmahl des Verstorbenen hielt, und sich mit dem süssen Wahn täuschte daß noch nach Jahrtausenden die späte Nachwelt bey dem-

selben Svintarohas Namen nennen, und sich seine Geschichte erzählen würde.

Es ist ein seltsames Ding um die Ewigkeit, die wir uns hienieden träumen, oft nimmt sie schon bey unsern Lebzeiten ein Ende. Germund war verdammt, heute im Geiste das Vorspiel von dem zu sehen, was einer seiner Nachfolger *) hundert Jahre später bewürkte: in Trauer verwandelte Gottesdienste, und gänzliche Verlöschung der heiligen Feuer.

Doch die geweihte Glut, nach welcher der König und die Ritter gleich ängstig aussahen, war nicht ganz verloschen, nur hatte sie sich, wie man jetzt im Näherkommen endlich erblickte, in eine kleine traurige Flamme verwandelt, gleich den Klagopfern, welche die Egyptier im Heiligthum ihrer Isis zur Sühnung begangener Verbrechen anzuzünden pflegten.

Der alte Götterdienst hatte zu allen Zeiten, und in allen Gegenden gewisse Aehnlichkeiten, und es ist nicht unmöglich, daß Perkunos Priester in ihrem Ritual etwas von den memphitischen Mysterien entbehrt hatten, wenigstens fand es sich, daß der Anblick, der den erhabenen Reisenden aus verschiedenen Ursachen gleich schreck-

*) Uladislaw, der die Götzendienste zerstörte, und die Lithauer in so großer Menge zur Taufe führte, daß man sie Haufenweis mit einem Namen belegen mußte. 1388.

lich war, auf etwas ähnliches abzielt, als wir eben erwähnt haben.

In Trauer gehüllte Priester gingen bey der kläglichen Flamme auf und ab, und traten, als sie den König und seine Begleiter, die jetzt aus den Schatten des heiligen Hayns herauf kamen, gewahr wurden, ihnen schweigend entgegen. Was weissaget mir Euer verstörtes Ansehen? schrie Germund — Ist Svintarohas Andenken erloschen? droht dem Königreiche ein Unglück? oder ist das Geschäft, um dessen willen ich heute Euer Heiligthum besuche, der Gottheit mißfällig?

Die Gottheit, erwiederte einer der Priester, gedachte gegen uns des Geschäfts nicht, das dich heut in ihr Heiligthum führt, das Land ruht sicher unter deinem Schutze, und Svintarohas Andenken wird wohl ewig unvergeßlich bleiben.

Oder, schrie Konrad mit unvorsichtiger Eile, ließ Jeroschin die Flamme verlöschen, die Ihr hier zum Gedächtniß des Königs nährt?

Was weis ein Christ von unsern Geheimnissen? fragte der Priester mit gerunzelter Stirne — Zwar wer Jeroschin kennt, wie wir nun ihn kennen, dem ist alles erklärlich.

Ich fordere Achtung für die Ritter, wie für mich selbst, rief der König, sie sind meine

Freunde,

Freunde, Freunde der Gottheit und des Landes; man beantworte ihre Frage.

Allerdings, antwortete der Sprecher, mit etwas milderer Stimme, allerdings ist ein Priester, Namens Jeroschin, Ursach unserer Trauer, aber nicht, weil er die heilige Flamme verlöschen ließ, für welche die Gottheit wacht. Noch glimmt der ewige Funken, und bedarf nur mehrerer Nahrung, um zur vollen Glut zu wachsen; aber diese Nahrung ist ihm versagt, bis das Heiligthum gerochen ist, welches Jeroschin entweihte.

Und wer ist dieser Jeroschin, den ich hier so oft nennen höre? fragte Germund.

Eben derjenige, welcher schon einmal zu Perkunos Opfer bestimmt war, und der sich durch Trug und Heucheley dem Flammentode entriß. Jetzt tritt er selbst auf, diesen Trug, diese Heucheley zu bekennen, zu gestehen, daß er ein Abtrünniger sey, der nicht würdig war, an Perkunos Altar zu dienen, jetzt tritt er selbst auf, sich dem Opferheerde darzubieten, den wir gleichwohl nicht ehe für ihn schüren werden, bis uns Germunds königliches Wort bevollmächtigt.

Die Ritter überlief ein eiskalter Schauer; nur gar zu leicht konnten sie sich enträthseln, was hier vorgegangen war. Jeroschins bisher kaum halbverstandene letzte Reden gaben ihnen den

Schlüssel zu allen. Ach, Ritter Ulrichs ungestümer Glaubenseifer, mit welchem er in jener Nacht Jeroschins Verfahren tadelte, und es sträfliche Heucheley schalt, hatte Gewissensbisse in der Seele des edeln Preußen erregt, die sich nun auf diese schreckliche Art geäußert hatten! Voll Reue, voll Beschämung, die lang gespielte Heldenrolle durch Betrug geschändet, sein Leben durch Heucheley gerettet, als ein Christ an Perkunos Altar gedient zu haben, war sein erstes Geschäft bey seiner Rückkunft in den Tempel gewesen, sich als den kund zu geben, der er war Schon lang hatte man von ihm alles gewußt, was er selbst von sich sagen konnte, und man erfuhr also aus seinem Munde nichts neues, aber der Beweis hatte gefehlt, und diesen fand man jetzt in seinem eigenen Geständniß.

Voll Entzücken, nun zum Untergang des gehaßten Jeroschin, welchen Fluch und Bann der Geistlichkeit aus seinem Vaterlande in alle Winkel der Erde folgte, keine weiteren Umschweife, keine erkünstelten Ursachen nöthig zu haben, würde man sogleich mit ihm zu dem Tode geeilt seyn, den er jetzt selbst wünschte, aber man scheute sich durch ein solches Verfahren eins der heiligsten Rechte der Priesterschaft zu verletzen, und sich dadurch vielleicht für die Zukunft Nachtheil zu bereiten. Keiner von Perkunos Priestern

durfte ohne Zustimmung des Königs sterben; ein Sicherheitsmittel, welches in der heiligen Gülde, da immer Uneinigkeit und Privathaß herrschten, zum Besten einzelner Glieder höchst nöthig war. Jeroschin war einmal der Gottheit geweihter Priester, und man durfte bey ihm keine Ausnahme machen, daher das Klagopfer, die Phantasie des schwärmerischen Königs zu reizen, von welchem man wußte, daß er heute dieses Weges kommen würde, daher die feyerliche Bitte um Jeroschins Blut, die ihres Entzwecks so wenig verfehlte, daß schon die zitternden Ritter das Todesurtheil ihres Freundes auf des Königs Lippen sahen, und es daher für nöthig hielten, alle Umstände bey seite zu setzen, und vor Aussprechung des unwiederruflichen Worts deutlich zu sagen, was sie von ihm verlangten, und welches eigentlich die Bedingung des Bundes seyn sollte, an welchem Germunden so viel gelegen war.

Halt ein, König! rief Ulrich von Magdeburg, halt ein mit der Bewilligung dessen, was dieser Mann von dir fordert. Jeroschin, den er zum Opfer seiner Gottheit heischt, ist eben derjenige, dessen Befreyung ich zur Bedingung meines Mitzugs wider die Reußen mache.

Und eben derjenige, fiel der sanftere Konrad ein, indem er Germunds Hand ergriff, eben

derjenige, den ich an meiner Statt an Ulrichs Seite stelle, für den ich mich mit meinem Blut verbürge, daß er bey Svintarohas Rache alles das leisten wird, was ich geleistet haben würde, wenn mich nicht meine Pflicht in andere Gegenden rief. Jeroschin ist eben derjenige, welchen ich Svintarohas Gastfreund nannte, er ist der, welchen der Schatten des guten Königs einer Erscheinung würdigte; laß ihn vor dich kommen, Germund! siehe ihn! sprich mit ihm über diese Gegenstände! und du wirst handeln, wie du handeln mußt, wenn du nicht unsere Freundschaft und den Beytritt des Ordens unwiderruflich verscherzen willst.

Nie hat sich wohl ein abergläubischer Fürst in einer peinlichern Lage befunden als Germund; auf der einen Seite das rührende Bitten eines Mannes, den er liebte, das ernste Drohen eines zweyten, den er fürchtete, auf der andern das wüthende Eindringen tobender Priester, die Furcht, eine Lieblingsidee in Rauch aufgehen zu sehen, für welche er sein Leben aufgeopfert hätte. Sollte er Konraden kränken, Ulrichen und den Orden beleidigen? Sollte er die Gottheit Perkunos zurücksetzen, und Svintarohas heiliges Feuer verlöschen sehen? — Eine fürchterliche Alternative für Jeroschin! unsers Erachtens lag für einen Mann in Germunds Lage das Uebergewicht nicht

in der Schaale, in welcher wir es wünschen, und wir können unserm Geschichtschreiber kaum glauben, daß die Ritter siegten, und die Priester unterlagen; gleichwohl glauben wir ihm gern, weil er das erzählt, was wir wünschen, und schenken ihm die Angabe der Mittel, durch welche Ulrich und Konrad den schweren Sieg für ihren Freund erkämpften.

Der Traum.

Perkunos Priester mußten sich zufrieden geben; Svintarohas Feuer flammte von neuem, die Ritter sahen ihren Freund gerettet in ihren Armen, und Jeroschin hatte eine lange heimliche Audienz beym Könige, in welcher er ihm seinen Aufenthalt in der Hütte des königlichen Einsiedlers auf so einer Seite vorstellte, daß sie ihm vortheilhaft ward. Die meiste Nachfrage geschahe von Germunden nach dem Traum, in welchem sein Vater seinem sogenannten Gastfreund warnend erschien, und es wär in der That für den Träumer zu wünschen gewesen, daß derselbe etwas zierlicher und umständlicher gelautet hätte. Jeroschin war zu ehrlich, mehr in sein Nachtgesicht zu legen, als er darinnen fand, aber das konnte

er dem schwärmerischen Könige nicht verwehren, mehr darinnen zu finden, als darin liegen mochte.

Jerochims Traum machte bey all seiner Einfalt einen tiefern Eindruck auf Germunden, als die am buntesten ausgeschmückte Vision gemacht haben würde. Wahrheit ist überall unverkennbar. Es ließ sich fühlen, daß dies kein Traum war, wie sie die Phantasie wachend auskünstelte, im Schlummer ist sie sparsamer mit Farben und Bildern, aber deutungsvoll und energisch ist jedes ihrer Gemälde, jedes ihrer Worte für den, welcher Glauben hat an solche Dinge, und wo hätte sich wohl ein stärkerer Glaube dieser Art finden sollen, als bey König Germunden? Er war ein Mann in der Schule des Unglücks erzogen, von den kleinsten Hoffnungen, fast der Unmöglichkeit zum Trotz, auf den Thron gehoben, ein Mann, bey den zärtlichsten Freundschaftsgefühlen oft durch die bittersten Trennungen gekränkt, fromm, ohne weit umfassende Einsichten, gutmüthig, oft auf Kosten des Verstandes, tapfer, tugendhaft und großmüthig, mehr aus Gewohnheit, als aus Grundsätzen, und daher oft schwankend in seinen Handlungen, man gebe Achtung, ob in Seelen dieser Art nicht Aberglauben und Schwärmerey am liebsten ihren Wohnsitz aufschlagen.

Nachdem Jeroschin seinen Traum zum zehntenmal so kunstlos wie das erste erzählt hatte, mußte er ihn auch noch schriftlich verfassen, und die Sage berichtet, König Germund habe, nachdem er sieghaft von den Reußen zurück kam, und sich in ruhiger Muße allein der Beglückung seiner Länder widmete, über diese kleine Anzahl von Worten einen Kommentar verfertigt, der für einen Schriftsteller, wie er, ziemlich voluminös war, und der seinem Volke lange Zeit zu einem Kompendium der tiefsinnigsten Wissenschaften diente, denn der fromme Sohn fand in jedem Worte des Schattens seines Vaters, in jedem Theil seiner Erscheinung alles was er darin finden wollte, und das Volk folgte hierin seinem Beyspiel.

Germund war wohl zufrieden, daß der Gastfreund seines Vaters, den er ehedem, weil er ihm die Bewohnung von Svintarohas Einsiedlerhütte eben übel auszulegen beliebte, lieber getödtet gesehen hätte, er war wohl zufrieden, sage ich, daß Jeroschin Ulrichen von Magdeburg zum versprochenen Zuge wider die Reußen begleitete. Dieser Heereszug war alles, was der alte preußische Held wünschte, er scheute den Tod nur unter den Händen wüthender Priester, im Schlachtfelde scheute er ihn nicht; ihn dort, ihn an der Seite seines Freundes, des deutschen Rit-

ters, zu finden, dieses war sein süssester Wunsch, der Wunsch, mit welchem er sich von Konraden beym Abschied auf nimmer Wiedersehen trennte.

Auch mit Ulrichen, auch mit seinem neugewonnenen Freund, König Germunden letzte sich Feuchtwangen, und darauf zog jeder seines Weges, der König und seine Freunde mit dem Heer dem König der Reußen entgegen, und er — des Weges, den meine Leser im folgenden Abschnitt sehen werden.

Der Wald von Vincennes.

Wie dem wandernden Engel in dem Lied aller Lieder, als er aus dem Erebus heraufschwebte, und wieder das Angesicht der schönern Schöpfung begrüßte, so war es Konraden von Feuchtwangen, als er die wilden Gegenden hinter sich sah, die von Menschenblut und flammenden Scheiterhaufen geröthet, vom Götzendienst entstellt, von tausend Gefahren umlagert, wohl mit Recht die Hölle der Helden heißen konnte, die sich dem Dienst des Kreuzes gewidmet hatten. Der heiligen Fahne über Meer nach Orient zu folgen, war Kinderspiel gegen den Entschluß, dem Christenthume in dem nordlichen Europa Anhänger

zu erkämpfen, und die Ritter des deutschen Ordens, denen besonders dieses Loos gefallen war, rühmten sich vielleicht nicht mit Unrecht gegen ihre stolzen Siefbrüder, die Hospitaliter und Tempelherrn, ihrer schweren schlechter belohntern Siege. Doch jeder von beyden Theilen hatte seine eigenen Gefahren zu bekämpfen, während Konrads Ordensbrüder täglich besorgen mußten, blutige Opfer scheußlicher Götzen zu werden, sanken jene in dem schönen Morgenlande nur allzu oft in die Fallstricke weichlicher Wollust, und verfehlten auf diese Art ihres Entzwecks, den die Besieger der Preußen, Lithauer und Liefen durch den Märtyrertod oft nur desto glorreicher erreichten.

Konrad überdachte, so wie er seinen Weg fortsetzte, die Gefahren, denen er entgangen war, die Auftritte des Schreckens, die er gesehen, die Verluste, die er erlitten, die blutigen Siege, die er an der Seite anderer Helden erkämpft hatte, und prieß Gott und die Schützerinnen seines Ordens, St. Maria und Elisabeth *), daß nun dies alles hinter ihm lag, und mildere Scenen ihm winkten. Zwar mancher Blick voll Kummer und Sorgen auf den bedrängten Zustand seines

*) Nicht die Gefreundin Mariens, sondern St. Elisabeth, die Landgräfin, welche damals vor kurzem erst die Canonisation erhalten hatte.

Ordens flog noch zurück, aber er war ja auf dem Wege, ihm Hülfe zu schaffen; ein Theil des von seinen Obern erhaltenen Auftrags war in dem so glücklich, so vortheilhaft geschlossenen Stillstand mit Lithauen schon geglückt, der andere zwar ruhte noch in seinen Händen, und in der Fügung des Glücks, aber er hatte Ursach, die besten Hoffnungen zu schöpfen; denn war er nicht an einen Mann gesandt, welcher der Frömmigkeit kein Opfer, der unterdrückten Sache des Glaubens keine Hülfe versagte? Waren nicht Mittel in seinen Händen, sich von diesem Manne noch ein besonders wohlwollendes Lächeln zu verschaffen?

Feuchtwangens Zug ging gen Frankreich zu dem damaligen Schutzengel *) des Christenthums, zu Ludwig dem Heiligen. Welches die geheimen Geschäfte waren, die er in Sachen des Ordens bey ihm zu verrichten hatte, oder auf was für Art der fromme König durch seinen Beytritt den bedrängten Rittern in Preußen Hülfe schaffen sollte, davon berichtet die Sage nichts, nur dieses sagt sie, daß der damalige Hochmeister des deutschen Ordens, Hanno von Sangerhausen, der den König, den er in seinen Vortheil ziehen wollte, gut kennen mußte; ihm durch Ritter Konrads Hand einige Heiligthümer übersandte, welche denen, die Ludwig der Reliquien-

*) Wenigstens dem Willen nach war er es.

sammler schon mit Millionen *) erkauft hatte, an Wichtigkeit und Werth nichts nachgaben.

Konrad dachte an das, was er dem Orden von Bedrängnissen zurück ließ, dachte an das, was er ihm an Vortheilen zu gewinnen hoffte, aber diese Dinge waren gleichwohl nicht der einige Gegenstand seiner Reisegedanken. Ein jeder Mensch hat seine eigenen Angelegenheiten, auch Konrad hatte dergleichen; der größte und interessanteste Theil derselben war freylich, wie bey Männern seines Standes, meistens der Fall ist, mit den Jahren der Jugend ins Reich der Träume übergegangen, sonst würde er vielleicht nicht geworden seyn, was er gegenwärtig war, aber wenigstens an dem Andenken hing seine Seele noch mit der innigsten Sehnsucht. Jede lebhaftere Erinnerung war ihm willkommen, er freute sich, Frankreich zu sehen, wo er viele Erinnerungen dieser Art hoffen konnte, und trauerte, andre Landschaften, die ihm dieses traurig süsse Gedankenfest noch vollkommener gewährt haben würden, diesesmal nicht betreten zu dürfen, sondern sie zur Seite liegen lassen zu müssen.

Welchen Weg er nahm, wie lang er auf demselben zubrachte, das ist nichts für uns, da wir unsern Lesern bereits das wichtigere, das

*) Nach einer neuern Berechnung ohngefähr mit der Summe von 5,600,000. Liv.

Ziel seiner Reise genannt haben, und noch hinzusetzen können, daß er dasselbe, das schöne Frankreich, schöner damals noch als in unsern Tagen, zu Ende des Märzes 1270 glücklich erreichte. Wenig Sagenerzähler sind in Benennung der Tage so pünktlich als wir es in diesem Augenblicke sind, aber der Zeitpunkt, den wir angeben, ist auch zu wichtig, als daß er unbemerkt bleiben sollte.

Der Frühling des benannten Jahres war gerade die Zeit, da der König, an welchen Feuchtwangen abgesandt war, den langgefaßten Entschluß zu einem neuen Kreuzzuge endlich ausgeführt, oder, um mich deutlicher auszudrücken, die Ausführung desselben begonnen hatte. Das Gerücht von diesem Umstand, welcher den Gang der Geschäfte des Ritters ein wenig zu verrücken schien, kam ihm von weitem entgegen, aber er setzte ihn nicht in Verlegenheit. Konrad dachte ein wenig nach, überlegte die gewöhnlichen Hinderungen, welche für eine Flotte, wie die französische, zu überwinden sind, ehe sie das hohe Meer gewinnen kann, glaubte noch Zeit genug zu Aiguemortes anzulangen, wo sich der König bereits befand, und änderte nichts an seinem anfänglich entworfenen Reiseplan.

Konrad wähnte, die zurückgelassene Königin als Regentin zu finden, und hoffte bey dieser

lang von ihm gekannten und innig verehrten Dame, mit seinen Verhandlungen desto glücklicher zu seyn, aber er irrte. Margarethe, welche gern, so wie sie in jüngern Jahren gethan hatte, ihren Gemahl auch jetzt in die Gegenden begleitet hätte, wohin ihn Andacht und Glaubenseifer trieben, wollte die Zeit, da sie von ihm getrennt leben mußte, nicht mühseligen Regierungsgeschäften, sondern blos dem Andenken an ihren König, und dem Gebet für sein Wohl widmen. Sie hatte ihren Aufenthalt in dem Pallaste von Vincennes, einem Orte genommen, der auch Konraden wegen tausend süßer Erinnerungen theuer war, und dorthin war es, wo sich der Ritter verfügte, nachdem er kurze Zeit zu Paris verweilt hatte, um daselbst dem zurückgelassenen Regenten des Königreichs, dem Abt von Saint Denis, einige nöthige Dinge vorzutragen.

Schön sind die ersten Tage des Frühlings in diesen Gegenden! Die Natur erwacht hier ehe aus ihrem Schlummer, als in den nördlichen Regionen, aus welchen Konrad kam, und schmückt sich schon mit Blüten und grünendem Laube, wenn dort noch der Schnee des Winters ihren Scheitel deckt.

Der Ritter wandelte in blumichten Paradiesen. Die wehenden Schatten des Walds

vor Vincennes empfingen ihn, seine Irrgänge, die sich bereits in dichteres Grün hüllten, liessen ihm die Spitzen des wohlbekannten Schlosses sehen, das er nunmehr vor zwanzig Jahren als achtzehnjähriger Jüngling zuerst betrat, und alles in demselben zurückließ, was ihm das Leben damals hätte wünschenswerth machen können. Er seufzte den Namen, Adelheit, und sank in tiefes Nachdenken zurück.

Werde ich sie noch an der Seite ihrer wohlthätigen Schützerin finden, deren Händen ich sie damals anvertraute? sagte er zu sich selbst. Wird mein Herz ihren Anblick aushalten? Doch welche Veränderung vermögen zwanzig Jahre zu machen! Mein Herz und ihre Reize, wie verändert! Das erste unter den Waffen für alle zärtliche Gefühle abgestumpft, die letzten — verblüht! — O ja, ich kann, ich darf sie sehen! Die unsterblichen Grazien der Tugend, die ihr ewig bleiben, werden in dieser nur zu ruhiger Freundschaft gestimmten Seele, alte Gefühle nicht in solchem Grade beleben, daß ich vor dem Ordenskreuze, das ich trage, erröthen müßte. Vielleicht finde ich sie vermählt, vielleicht Mutter glücklicher Kinder, die nun schon in den Jahren blühen, in welchen wir damals waren. — Gemahlin? — Mutter? — Konrad! Konrad! — Prüfe dich, ob du dieses ertragen

könntest! — Ach dies Blut glüht noch zu heiß, dies Herz schlägt noch zu stark! Ich fühle es, es ist nicht zu spät für den Mann Konrad, vor Gefahren auf seiner Hut zu seyn, denen er als Jüngling unterlegen haben würde.

Der gewissenhafte Ritter, den das heißere Glühen seines Blutes, das stärkere Schlagen seines Herzens, unruhig machte, riß sich von Adelheits Andenken los, und lenkte sein Nachsinnen auf einen andern Gegenstand, der seinem Herzen nach ihr damals der theuerste war, auf einen jüngern Bruder, den er, als die Gräfin von Welschneuenburg, eben jene Adelheit, an seiner Hand das Haus ihres Schwagers verließ, als zehnjährigen Knaben mit nach Frankreich übernahm, und von dem er all diese Zeit über, so wenig als von ihr etwas vernommen hatte. Das unablässige Kriegsgetümmel hatte frühere Nachfrage verhindert.

Was mag aus ihm, was mag aus Herman geworden seyn? sagte er zu sich selbst. Der Knabe hatte große Anlagen, ich liebte ihn wie meine Seele. Ich war sein einiger übriger Verwandter, ich hätte ihn nicht von mir lassen sollen. Wenn ich ihn nun als Weichling, oder, was er an Ludwigs Hofe am ersten geworden seyn könnte, als Mönch wiederfände? Ach Herman! Herman! möchtest du lieber in der Ju-

gend gestorben, oder in reifern Jahren auf dem Schlachtfelde als tapferer Krieger gefallen seyn! Leben kannst du nicht, einmal würde mir doch das Gerücht deinen Namen vor die Ohren gebracht haben! — Solltest du leben in unrühmlicher Dunkelheit? In der Hauptstadt kannte man deinen Namen nicht. — Ach auch dann lieber den Tod, als ein Leben, wo die Welt gar nichts, weder Gutes noch Böses von uns zu sagen weis!

Es ist lästig, Dinge auf eine unbestimmte Art erwähnen zu hören, von welchen man schlechterdings noch gar nichts weis, diese Adelheit von Welschneuenburg, dieser Herman von Feuchtwangen, welche der Leser jetzt zuerst nennen hört, wären zu glücklich, wenn sie ihm mit ihrer Erscheinung Neugierde und keinen Ueberdruß erweckt hätten; um das letzte zu vermeiden, wollen wir das erste annehmen, und zu Aufklärung aller Dunkelheiten mit Uebergehung der Einführungsceremonien, die bey einer so großen Königin, wie Margarethe von Provence, Gemahlin Ludwig des Neunten, denkbar sind, nicht die erste, sondern eine von den folgenden Audienzen schildern, welche der deutsche Ritter bey der Monarchin hatte, eine von den Stunden, wie man

sie

sie bey alten wiedergefundenen Bekannten nicht so gleich erlebt.

Nicht erstes Augenblicks wird uns der, den wir in zwanzig Jahren nicht sahen, ganz der, welcher er vormals war, es gehört allerdings einige Zeit dazu, ehe wir es lebhaft empfinden können, daß diese unsern Augen fremd gewordene, so sehr geänderte Person, einst mit uns in einiger nähern Beziehung stand; aber endlich finden wir uns wieder, knüpfen das jetzige Heute an das alte Vormals, vernichten den dazwischen liegenden Zeitraum, und vergessen, daß das Schicksal jemals uns trennte. Bey Freunden ist dies nicht ganz so, sie bleiben unsern Herzen immer nahe, bey Bekannten, wie Ritter Konrad der Königin war, zeigt sich dieses langsame Zurechtfinden mehr, und es wird daher den Leser nicht befremden, daß erst am dritten oder vierten Tage nach Konrads Ankunft zu Vincennes, Margarethe ihm mit gänzlicher Zurücksetzung des lastenden Ceremoniels den Arm zu einem Spaziergang in den Wald gab, dessen heilige Schatten sie, seit sie von Ludwig getrennt war, nie ohne die tiefste Rührung betreten konnte.

Hier wandelte ich an seinem Arm, wie ich jetzt an dem Eurigen wandle, sagte die Königin zu dem Ritter, als er sie durch die blühenden

Irrgänge des Waldes leitete. Unter dieser hohen Eiche saß der gute König zu Gericht*), um ihn her seine Ritter und Räthe, und ich als Vorsprecherin der Beklagten. Dort gab er mir den letzten Scheidekuß. O Ritter, meynt Ihr, daß ich ihn wiedersehe. O Ihr eilt von mir zu ihm, redet, redet mit ihm von meinem Andenken, und diesen Thränen! Wahrt ihn von den Gefahren, die in jenem wilden Lande seiner warten, schützt ihn mit Eurem Arm, bringt ihn mir zurück, und ich will Euch danken, Euch lohnen, wie nie eine Königin lohnte!

Konrad wußte von den letzten Geschichten des frommen Königs nur wenig mehr, als meine Leser wissen. Margarethen kräftiger trösten zu können, wünschte er bessere Aufklärung. Ihr Herz war zu freundlicher Mittheilung aufgeschlossen, und er erhielt leicht, was er suchte, und was wir hier, ob gleich mit etwas kürzern Worten, als die Königin, welche der Kummer beredt machte, wiederholen wollen.

Der König, dessen ganzes Leben aus Wohlthun, Entsagungen und Andachtsübungen zusammen gesetzt war, Ludwig der Heilige, der seine Glorie mühsamer errang und besser verdiente,

*) Es ist bekannt, daß Ludwig der Neunte oftmals in den Schatten von Vincennes die Gerechtigkeit hegte, und diesen Hayn dadurch dem Andenken der Nachwelt heilig machte.

als hundert andre seiner umstrahlten Himmelsgenossen, hatte sein erstes Gelübde, Jerusalem aus den Händen der Musulmanen zu retten, durch Unglück, Zufall und Versehen irre geleitet, zu schlecht erfüllt, um sich bey seiner Rückkehr nach Frankreich damit befriedigen zu können. In Kummer, Bußübungen und Thränen brachte er seine Jahre hin, und nichts konnte ihn trösten, selbst nicht das Glück seines Volks, das schöne Heranwachsen seiner Kinder, und die Liebe seiner Gemahlin, die er jetzt nach dem Tode seiner Mutter *) ohne Furcht und uneingeschränkt genoß. Betfarthen wurden gethan, und alle heilige Gegenmittel wider unheilbare Schwermuth gebraucht, welche die Andacht jener Zeiten vorschrieb. Vergebens! Ludwig blieb ungetröstet. Eine Wallfarth war noch übrig; die, nach dem Gebürge von Sainte Beaume in dem Vaterlande der Königin, in der Provence. Die heilige Magdalene hatte dort eine Grotte bewohnt, ihre Wohnung in den Gebürgen von Marseille zu sehen, war dem Könige nicht geglückt, so wollte er sich bey dieser, welche gleichsam nur ein Abtrittsquartier der Heiligen gewesen war, seines Schadens so gut er konnte erholen.

*) Die Königin Mutter machte lange Jahre die Liebe der beyden Vermählten, Gott weis aus welchem Eigensinn, zum verstohlnen Handel.

Man denke sich die Freude der Königin, ihr schönes Vaterland wiederzusehen, und die Gebürge wieder zu grüßen, wohin sie einst als Fräulein gewallfarthet, und ihrer Patronin, St. Magdalenen, den stillen Wunsch des jungfräulichen Herzens, den Wunsch der Liebe dargebracht hatte. — Hier wollte sie König Ludwigs Bild zuerst im Traume gesehen, hier den ersten Funken der Zuneigung gegen den schönen Jüngling empfunden haben, der ihr damals noch unbekannt war, und mit dem sie nun, da sie St. Magdalenens Grotte wieder sah, schon so manches Jahr verlebt, so manchen sauren Weg durch Elend und Todesgefahr gegangen war.

Das königliche Ehepaar kam zum Ziel seiner Wallfarth, und es ist kein Zweifel, daß Margarethe, als sie mit ihrem Gemahl in der heiligen Höle übernachtete, ihm die Geschichte ihrer ersten Pilgerreise in dieselbe erzählte. Immer, setzte sie hinzu, immer waren solche Betfarthen mir günstig, immer ward mein Gebet an heiliger Stelle erhört, und selten verfehlte ich den Zweck meiner Gelübde. Nächst dem Glück, das ich hier erflehte, dem Besitz meines Gemahls, feyre ich indessen kein erhörtes Gelübde mit mehrerer Inbrunst als das, welches ich am heiligen Grabe zu Jerusalem ablegte.

Am heiligen Grabe zu Jerusalem? erwiederte Ludwig. Sind wir je dort gewesen?

Wir? nicht mein Gemahl, aber ich. Als wir in Orient waren, so hielt Euch theils die Unmöglichkeit, theils das zu lebhafte Gefühl Eurer Unwürdigkeit ab, die heiligste Stelle zu betreten; mich trieb die Noth dahin, wo ich am gewissesten Hülfe zn finden hoffte. Höret davon die Geschichte:

Ihr waret Turanschahs Gefangner, ich lag krank zu Damiette, den schmerzensvollsten meiner Söhne, dem ich den Namen Tristan beylegte, hatte ich das Leben gegeben, und hoffte zu sterben. Der Tod verweilte, ich mußte fürchten, ihn schrecklicher in der Gewalt der Feinde zu finden, die dem Zufluchtsorte, an welchem ich mich befand, mit fürchterlicher Macht drohten. Der Personen, die zu meinem Dienst und zu meiner Bewachung bestimmt waren, wurden immer weniger, die wachsende Gefahr rief einen nach dem andern von meiner Seite, ich war am Ende allein mit dem alten Bernard von Mutinis, dem Verwandten Rogers, des ehemaligen Großmeisters der Hospitaliter. Ritter Bernard, sprach ich, gewährt mir am Rande des Grabes eine Bitte.

Welche, meine Königin? fragte der alte Ritter.

Ehe Ihr mich in die Hände der Feinde kommen lasset, so tödtet mich lieber, und rettet meine und des Königs Ehre.

Wahrhaftig, gnädige Frau, versetzte er mit freundlichem Lachen, Ihr redet hier von einer Sache, die mir schon selbst in den Sinn gekommen ist, und die ich wohl ohne Eure Bitte erfüllt haben würde. Verlaßt Euch darauf, lebendig kommt Ihr nicht in die Gewalt der Heyden; indessen denke ich noch nicht, daß es mit uns aufs äußerste gekommen sey. Betet zu Gott und zu seinen Heiligen, gelobt ihm irgend ein Gelübde, und er wird Euch und uns Hülfe senden.

Da öffnete ich meine Lippen vor Gott, und gelobte ihm eine Pilgerfarth gen Jerusalem zum heiligen Grabe, wenn er thun würde, wie Ritter Bernard sagte.

Die Hülfe erschien, aber die Erfüllung meines Gelübdes war fast Unmöglichkeit. Ich war schwach und krank der Weg nach Jerusalem mit tausend Gefahren umlagert. Bernard schüttelte den Kopf und meynte, so viel hätte ich dem Herrn nicht geloben sollen. Doch war er der erste und einige mir zu Vollziehung meines unmöglichen Gelübdes behülflich zu seyn. Es blieb vor jedermann ein Geheimniß, er allein war mein Vertrauter, so wie auch mein Beglei=

LB Coburg

ter zur heiligen Stelle. Rauhes Pilgergewand umhüllte uns. Ritter Bernard führte den Namen meines Vaters, mein Kind trug ich mit mir, — so hatte ich es gelobt, — im härnen Mantel. Nichts war in unserm Aufzug, das unsern Stand verrathen oder die Raubgier der Feinde locken konnte. Auch ihre Grausamkeit schwieg beym Anblick eines achtzigjährigen Greises und einer bleichen jungen Frau mit einem säugenden Kinde. An Gefahren rund umher fehlte es indessen nicht, doch oft war es selbst die Hand der Sarazenen, die uns hindurch half; auch in ihren Herzen wohnt Menschlichkeit, und sie ahndeten nicht, daß Frankreichs Königin, daß Ludwigs Gemahlin und sein Sohn in ihren Händen waren, Personen, durch welche sie sich so große Vortheile hätten erkaufen können. Ein schützender Engel bewachte die Nacht des Geheimnisses, in welche wir uns verhüllt hatten.

Als wir auf der gebenedeyten Stätte knieten, ich meinen Sohn von derselben dankend für die geschehene Rettung gen Himmel hielt, da gingen neue Gebete über meine Lippen, Gebete um die Befreyung meines Königs, um glückliche Rückkehr in unser Vaterland, und Ruhe, Ruhe wenigstens von einigen Jahren in derselben. — Auch dieses Gebet ist nicht unerhört geblieben.

Ihr wißt, wie unvermuthet*) Ihr Eurer Gefangenschaft entkamt, Ihr erinnert Euch des frohen Wiedersehens auf den Schiffen, wo mich mein treuer Reisegefährthe auf dem Rückzuge vom heiligen Grabe in Sicherheit gebracht hatte, und wo mich Euer treuer Seneschall Joinville †) Euch entgegen führte.

Endlich sahen wir auch Frankreich, ob gleich nach mancher Verzögerung und manchen Gefahren wieder, endlich beginnen wir hier wieder einige Ruhe zu schmecken; wär Heilung Eures schwermüthigen Herzens möglich, so könnte ich hoffen, sie würde dauren bis an das Ende unsers Lebens, das uns Gott an einem Tage verleihe.

Die Erzählung der Königin hatte einen tiefen Eindruck, einen Eindruck von ganz anderer Art auf den heiligen Ludwig gemacht, als

*) Turanschah entließ den König, ehe man daran denken durfte, unter, nach Verhältniß, wirklich leidlichen Bedingungen, und nach Turanschahs Tode, ob gleich derselbe die Lage des noch nicht ganz entkommenen Ludwigs wieder bedenklich machte, nahm man doch seinen Eyd als Bürgschaft für das Versprochene an, und ließ ihn ziehen.

†) Joinville gedenkt in der Geschichte seines Königs nichts von Margarethens kühner Wallfarth, vermuthlich weil solche Nebenumstände außer seinem Gesichtskreiße lagen.

sie zur Absicht haben mochte. Man verließ nach gepflogenen Andachtsübungen die Höle der heiligen Magdalene, aber trauriger als zuvor. Die heldenmüthige Pilgerfarth der Königin zum heiligen Grabe, konnte dem Könige, der dieses Grab nicht gesehen, es nicht so, wie er wünschte, aus der Gewalt der Heyden gerissen hatte, nicht erfreuen. Er sah Margarethen mit Ehrfurcht an, er hielt nach seiner Demuth seine Heiligkeit tief unter der Heiligkeit einer Frau, die so viel wagen, so viel vom Himmel erflehen konnte. Von diesem Augenblicke an war wahrscheinlich der Entschluß zu einem zweyten Zuge nach Orient gefaßt, dessen Vollziehung zwar Jahrelang verschoben, aber nun endlich doch, zu Margarethens tiefsten Herzeleid, die ihrem Gemahl jetzt nicht mehr folgen konnte, ausgeführt wurde. Seine Ausführung zu beschleunigen, mußte noch der König von Tunis den unseligen Einfall haben, König Ludwigen eine Gesandtschaft zu schicken, mit der Erklärung, wie er gesonnen sey, feyerlich zum Christenthum überzutreten, und den frommen Beherrscher Frankreichs zum Pathen bey seiner Taufe zu haben wünsche.

Welch ein Antrag für einen Mann, wie Ludwig! Erst nach Tunis zu der feyerlichen Handlung, die sich der gute König als den höchsten Triumph des Glaubens dachte, und denn nach

Jerusalem! Dies war der Plan, der nun völlig ausgearbeitet wurde, und zu dessen Ausführung man nach jahrlangen Vorbereitungen nun wirklich schritte. Mit voller Heeresmacht sollte der Zug unternommen werden, denn Ludwig wollte das heilige Grab nicht blos als Pilger, nein, als Eroberer sehen, auch gab man ihm unter den Fuß, daß es nicht undienlich seyn würde, seinen erlauchten Pathen durch die Waffen Ehrfurcht einzuflößen, weil man doch nicht ganz wisse, was man sich zu ihm versehen habe, und ob es nicht mit der Gesandtschaft, welche dem König von Frankreich seine Begierde zum Christenthum bezeugte, vielleicht eine ähnliche Bewandniß habe, wie mit einer andern*), die in die frühern Zeiten von Ludwigs christlichen Heldenleben gehört. —

Selbst Margarethe, die doch sonst in den meisten Stücken, wo es auf Treu und Ehrlichkeit der Menschen ankam, sehr starkgläubig war, selbst sie zweifelte, ob es mit den Dingen, welche

*) Gleich im Anfange von Ludwigs erster Kreuzfarth 1250 langten mogolische Gesandten zu Nikosia an, und wußten der schwachen Seite des Königs durch ähnliche Vorspiegelungen zu schmeicheln; er ließ sich dadurch vom rechten Wege ableiten, der sonder Zweifel gerade zu nach Jerusalem gegangen war, verlor viel Zeit in Egypten, und am Ende war die ganze Sache eine fromme Täuschung.

ihren Gemahl von ihrer Seite rissen, ganz richtige Bewandnisse habe, sie beschloß die Erzählung all dieser Begebenheiten mit Thränen, und gestand Konraden von Feuchtwangen, der tiefdenkend an ihrer Seite ging, daß sie, — so unchristlich auch eine solche Aeußerung lauten möchte — es lieber gesehen hätte, wenn der König von Tunis ungetauft und Ludwig in ihren Armen geblieben wär.

Vergeßlichkeit der Großen.

Als der Ritter genugsam mit der Königin über diese bedenklichen Dinge gesprochen, sie getröstet, Plane mit ihr zu ihrer Beruhigung gemacht, und Aufträge von ihr erhalten hatte, so dünkte es ihm auch Zeit zu seyn, von sich selbst zu sprechen, und Fragen laut werden zu lassen, die vielleicht der Hauptgrund seines Besuchs zu Vincennes waren, und die er nur, theils aus höfischer Bescheidenheit, theils aus jener schüchternen Zurückhaltung, welche damals den geistlichen Ordensleuten eigen war, bis hieher unterdrückt hatte.

Länger konnte er sich jetzt nicht mehr halten; die Fesseln zerbrachen, und die Namen, Adelheit und Herman, gingen zuerst über seine

Lippen, doch der letzte eher als der erste, damit die Rechte des geistlichen Standes, die ihm die Nennung eines Frauenzimmernamens schier zur Sünde machen wollten, in allem ihre Kraft behaupteten.

Herr Ritter, antwortete die Königin, Ihr sprecht mit mir von der jungen Dame, und dem schönen Knaben, die Ihr nunmehr vor zwanzig Jahren meinem Schutz anvertrautet, und ich wollte wohl wünschen, Euch bessere Auskunft über diese Personen geben zu können, als in meiner Macht steht. Ihr erinnert Euch vielleicht, durch das Gerücht vernommen zu haben, daß bald, nachdem Ihr Frankreich verlassen hattet, um in Eurem Vaterlande den deutschen Orden anzunehmen, mein Gemahl seinen ersten Zug nach dem heiligen Lande antrat. Ich war damals glücklicher als ich jetzt bin, ich konnte den König begleiten, und ich überließ, da ich auf diese Art unfähig gemacht wurde, etwas für die Gräfin von Welschneuenburg zu thun, die Sorge für sie meiner Schwiegermutter, der Königin Blanka. Blanka war tod, als ich nach einigen Jahren voll Unruh und Gefahren Frankreich wiedersah, und — und ich muß Euch nur gestehen, an Adelheit habe ich seitdem nicht wieder gedacht. Verzeiht, ich kannte diese Dame aus den wenig Tagen, die ich mit ihr und Euch zu Vincennes

zubrachte, zu wenig, um ihr Andenken nach Orient mit übernehmen, und es wieder mit zurückbringen zu können. Bedenket selbst die Schicksale, die mich in dieser Zeit trafen, die Leiden, die ich ertrug; sie könnten mich wohl wegen Vergessenheit mir weit näher liegender Dinge entschuldigen.

Konrad seufzte tief. Entschuldigen? Königinnen entschuldigen sich leicht; wer will mit ihnen rechten?

Also gar, gar nichts von Adelheit von Welschneuenburg, rief er endlich nach einem langen schmerzhaften Stillschweigen. Auch nicht ein Wort?

Nicht ein Wort, guter Ritter! in der That, es schmerzt mich in der Seele! Ich bin strafbar, wie konnte ich doch die interessante Fremde so vergessen, welche mich in den ersten Tagen ihres Aufenthalts so warm, so innig beschäftigte?

So warm, so innig beschäftigte, wiederholte Konrad traurig, daß man freylich keine Vergessenheit hätte befürchten sollen.

Damals vergaß ich sie nicht, Ritter, erwiederte Margarethe ein wenig verdrüßlich Wie schon gesagt, empfahl ich sie der Königin Mutter, die ihr eine standsgemäße Stelle unter ihren Damen gab. — Freylich, was nach dem Tode der

Königin aus ihr ward — — Doch die meisten von Blankas Frauenzimmern haben in verschiedenen Klöstern den Schleyer genommen, und Adelheit wird also wohl — o sie wird gewiß das nehmliche gethan haben. Eine Person von dem Range Eurer Freundin, kann nicht sehr verborgen seyn, wollt Ihr, so bringt eine genaue Nachfrage uns in den nächsten Tagen auf die rechte Spur. — —

Ihr vergesset, gnädige Frau, daß unserer Abrede zu folge, schon der morgende, der Tag meiner Abreise nach Aiguemorte seyn soll. —

In der That, das vergaß ich! Aber Ihr werdet Vincennes doch nicht ehe verlassen, bis Ihr Euer Versprechen erfüllt, und mir Eure Geschichte gegeben habt, so wie ich Euch die meinige mittheilte?

Konrad fühlte das Bestreben der beschämten Königin, das Gespräch von einem Gegenstande abzulenken, der ihr gutes Herz bekümmerte, weil er einen so gerechten Vorwurf für sie enthielt. Das Versprechen, an welches der Ritter erinnert wurde, hatte er allerdings gegeben, aber war wohl ein Augenblick zu erdenken, in welchem er weniger geschickt gewesen wär, es zu erfüllen, als der gegenwärtige? So bekümmert, so tiefgebeugt durch fehlgeschlagene Hoffnung, so sorgenvoll um eine Person, die ihm Jahre nicht

gleichgültig hatten machen können, so ängstlich zweifelhaft, ob er seine erste, ganz unbeantwortet gebliebene Frage nach Herman noch einmal wiederholen, und darauf vielleicht einer ähnlichen Kränkung, wie bey der zweyten, gewärtig seyn sollte. — —

Nach einem langen, langen Stillschweigen, in welchem Margarethen, die ihm nachempfand, und die sich in diesem Augenblicke selbst haßte, die Thränen aus den Augen drangen, nach einigen vergeblichen Versuchen zu sprechen, brachte Feuchtwangen endlich die Bitte um Aufschub der verlangten Erzählung über die Lippen, und überwand sich, da er diese erhielt, doch zu Wiederholung der Frage in Ansehung seines Bruders.

Wohl mir, erwiederte die Königin, daß ich Euch hierin besser befriedigen kann! Der schöne Knabe, den Ihr Euren Bruder nennt, und der nach Maaßgabe der Jahre auch nicht wohl etwas anders seyn konnte, kam damals in die Dienste des Prinzen Robert, des Bruders meines Gemahls, er begleitete uns auf der Reise nach Palästina, und ich erinnere mich, daß ich seiner, ob er wohl nur ein Kind war, bey verschiedenen Gelegenheiten auf die rühmlichste Art habe erwähnen hören. Darnach, als Prinz Robert fiel, ist er uns aus den Augen gekommen.

Er mag wohl in die sarazenische Gefangenschaft gerathen seyn. Joinville hat nach der Zeit aus den Händen eines Sarazenen einen schönen Knaben erhalten, den er an Sohnesstatt annahm; ob wohl dieses Euer Herman gewesen seyn möchte. — Nun Ritter, Ihr werdet den Herrn von Joinville an der Seite des Königs bald selbst sprechen, dort erhaltet Ihr gewiß Nachricht von Eurem Bruder! Trauert doch nicht so, zürnt doch nicht mit einer unglücklichen Frau, die über eigene Leiden wohl die Angelegenheiten anderer vergessen konnte!

O heilig versprochene Vorsorge der Grossen, was bist du? — Auch bey den Besten unter ihnen, ein Sonnenstrahl, den die kleinste Wolke verdunkelt. — Margarethe fühlte das unzulängliche, das unbefriedigende ihrer gerühmten Antwort, sie sahe Thränen in Konrads Augen, darum suchte sie ihn mit so herzgewinnender Milde und Herablassung zu besänftigen.

Zürnen? wer konnte das gegen sie? — Aber nicht trauren? — O, Konrad hätte nicht Konrad, hätte nicht der Mann seyn müssen, für welchen ihn selbst der wilde König von Lithauen erkannte, wenn er den Kummer fehlgeschlagener Hoffnung nicht tief, nicht so tief gefühlt hätte, daß er sich entfernen mußte. Doch vergaß er das Versprechen, das er der vergeßlichen Königin

gethan hatte, nicht, sondern kam, da seine Abreise nach Aiguemortes auf den folgenden Tag festgesetzt blieb, gegen die Nacht wieder, um ihr mit aller Fassung, die er hatte erringen können, das zu erzählen, womit wir die nächsten Seiten anfüllen werden.

Jugendgeschichte Konrads von Feuchtwangen.

Ihr wollt es, begann der Ritter, und ich muß, mein Herz sey mir so schwer als es wolle, die Erzählung von Dingen beginnen, die mir theils jetzt gleichgültiger sind, als der Frühlingshauch, der uns umweht, theils, mein Andenken hänge auch mit noch so heißer Sehnsucht an ihnen, für mich auf ewig vergangen sind. Wie sehr, wie gänzlich alle Erdenfreude, auch die kleinste Spur derselben für mich dahin ist, das kann niemand besser wissen, als die, welche das vergaß, worauf jetzt mein ganzes Wohl beruht. — Doch, keine Vorwürfe! Höret, und Ihr sollt urtheilen, ob Adelheit es verdiente, mir nach zwanzig Jahren noch so theuer zu seyn, wie im ersten Augenblick heiliger Freundschaft, ob ich Ursach habe,

um Herman zu trauren, der mein Bruder war, den der letzte Wille seiner Mutter zu meinem Sohne machte den ich nicht aus den Augen gelassen haben würde, wenn man im neunzehnten Jahre so dächte, wie nah an dem vierzigsten.

Die Unglücksfälle, welche dem edeln Hause, aus welchem ich entsproß, einen Theil seines Glanzes und seiner Größe raubten, gehören nicht in eine Geschichte, welche ich den eilenden Stunden zu liebe abkürzen muß. Mein Vater war todt seit ich aus dem Knabenalter in die Jünglingsjahre trat, und hatte mir außer einer Mutter und einem unmündigen Bruder nichts hinterlassen als sein gutes Schwerd und eine verfallene Burg, die vor Jahrhunderten der Stolz unserer Ahnen war.

An Herman und an Elisabeth von Feuchtwangen, dieser theuren nie genug beweinten Mutter, hing mein Herz, ich konnte sie nicht verlassen; ohne sie würde ich bald den einen Theil von der Verlassenschaft meines Vaters, die alte Burg, der völligen Zerstörung Preis gegeben, und Gebrauch von dem andern, von seinem Schwerde gemacht haben, mir Glück und Ehre zu erwerben; aber so jung ich war, so trug ich doch schon das Ansehen eines Schützers, Trösters und Versorgers in meinem Hause, ich mußte bleiben, und ich blieb gern, denn mich hielt die Liebe.

Als in meinem achtzehnten Jahr der zarte Körperbau meiner Mutter dem nagenden Gram unterlag, und sie ihre nahe Auflösung fühlte, ließ sie mich an ihr Sterbelager kommen, wo Herman, ihr Liebling, schon weinend kniete.

Nichts, sagte sie nach einer langen Pause, nichts macht mir das Sterben schwer als dieses Kind. du bist erwachsen, für dich sorgt die mütterliche Liebe nicht, aber was soll aus Herman werden? — O Konrad, an deiner Treue lag es nicht, wenn mein Herz in den Jahren, da du mir alles warst, den Verlust deines Vaters nicht vergessen konnte! Laß deinen Bruder die nehmlichen Vortheile geniessen, ersetze ihm, was er an seinen Eltern verlor, sey ihm Vater und Mutter! Ich würde in diesen schrecklichen Stunden weder zu leben noch zu sterben vermögen, hoffte ich nicht in dem, was ich jetzt von dir bitte, alles von deiner Liebe.

Der neunjährige Herman verlor kein Wort von dem, was unsere Mutter sagte, er schlang sich um meinen Hals, und vereinigte das rührende Bitten der Kindheit mit dem ihrigen. Bedurfte es wohl des einen oder des andern bey einer Sache, zu welcher mich Pflicht verband, und mein Herz mich schon ohnedem selbst geneigt machte?

Meine Mutter hatte vor ihrem Hinschied noch die Genugthuung ihren alten Freund und Verwandten, Abt Berchtolden von St. Gallen, den sie durch Schreiben von ihrer Gefahr zu sich entboten hatte, anlangen zu sehen, und ihm uns empfehlen zu können. Nicht nur den Knaben Herman, auch mich empfahl sie ihm, und der Abt machte sich anheischig für uns beyde zu sorgen.

Es ist Zeit, sagte er, daß mein Pathe Konrad die Welt sehe, und im Dienst irgend eines großen Herrn das Schwerd üben lerne, das er, wie ich höre, schon jetzt so gut zu führen versteht. Das Haus des alten Grafen von Toggenburg hat schon manchen wackern Ritter gezogen, dorthin will ich Eure Söhne bringen, denn ob ich gleich meinen Liebling, den kleinen Herman, in Gedanken zum geistlichen Stande bestimme, so ists doch gut, wenn auch er ein Jahr oder zwey die Weltsitte und das Leben der Grossen kennen lernt, da er mir sicher kein gemeiner Mönch bleiben, sondern einst werden soll, was ich bin.

Der Graf von Toggenburg und seine tapfern Söhne waren weit und breit wegen der Vorzüge berühmt, die der Abt an ihnen pries. Vor kurzem waren erst zwey Freyherrn von Regensberg, die mit seinen Söhnen erzogen worden waren, wehrhaft gemacht worden, und be-

gannen durch ihre Thaten Aufsehen im Lande zu erregen, und der Graf von Habsburg, von welchem man in jenen Tagen zuerst große Dinge zu ahnden anfing, hatte einst öffentlich erklärt, Toggenburgs Hof sey eine Schule der besten Ritter, er habe unter seinen Leuten keine, die ihm lieber wären, als zwey oder drey, die als Knappen dort das Schwerd führen lernten. Meine Mutter wußte dieses alles, und es stellte sich, so wie der Abt sprach, ihrer Seele aufs lebhafteste dar. Wie ein süsser Traum ging das künftige Schicksal ihrer Söhne vor ihren brechenden Augen über. Sie sah ihren Konrad schon im Geist die Zierde der Ritterschaft, ihren Herman Abt von St. Gallen; ein dankender Blick auf ihren ehrwürdigen Verwandten und einige gebrochene Worte zeigten von ihren Vorstellungen und von der Befriedigung, die sie aus denselben zog, und ich werde es unserm damaligen Tröster ewig danken, daß er ihr ihre letzten Augenblicke so heiter machte, ob gleich wenig von dem, was sie beruhigte, erfüllt ward.

Auch mir war es Trost, als die, die ich liebte, nun nicht mehr war, einen Mann, wie Abt Berchtolden, an der Seite zu haben. Was mich der Kummer hätte vernachläßigen lassen, davon ließ er nichts aus der Acht. Er nahm die Trümmern unsers Vermögens zusammen, be-

richtigte all unsere Angelegenheiten, und führte uns denn ohne Säumen hinüber in das schöne Land, wo in der Zukunft unser Aufenthalt seyn, wo der Grund zu unserm Glück und Unglück gelegt werden sollte.

Einige anderweitige Geschäfte, welche der Abt zu besorgen hatte, ehe er uns an den bestimmten Ort führen konnte, verlängerten unsere Reise, und verursachten Umwege, die ich doch nie bereuen werde, da sie mich in die Bekanntschaft eines Mannes brachten, welcher, so sehr sein Schicksal auch jetzt außerhalb meiner Geschichte zu liegen scheint, doch verdient vor Euren Ohren erwähnt zu werden.

Wir kamen in die Gegenden von Oedweiler; ein wilder Wald nahm uns auf, welchen unser Führer, wie wir aus den Befehlen, die er seinen Leuten ertheilte, schließen konnten, nicht ohne Furcht betrat. Die Gerüchte von diesem Walde waren uns nicht unbekannt, sie waren bis in unser Vaterland erschollen, und Hermans erste Erzieherinnen hatte die Geschichte desselben zum Schrecken seiner Kindheit gemacht, so wie sie jetzt, da er ein muthiger Knabe zu werden begann, der Gegenstand seiner lebhaftesten Neugier war.

Er wiederholte den Namen des Orts, als er ihn zuerst nennen hörte, und fragte, indem er

sich schnell zu dem Abte wandte, ob hier die Höle sey, aus welcher ein scheußlicher Lindwurm die ganze Gegend beunruhige, und den Müttern ihre Kinder, den Hirten ihre Herden raube? — Unser Führer bejahte, und hängte den Wunsch an, daß Gott doch diese Plage von dem Lande nehmen, und wenigstens uns glücklich vor der Gefahr vorüber führen möge!

Herman meynte, wenn der hochwürdige Herr, der Abt, geborgen wär, so wünschte er das Geschöpf wenigstens zu sehen, das man einen Lindwurm nennte, und von welchem er sich keinen Begriff zu machen wüßte; ich aber setzte die Frage hinzu, was man für Vorkehrungen getroffen habe, das Land zu befriedigen? und ob die Bekämpfung des Ungeheuers denn eine so unmögliche Sache sey, daß sich bis dahin noch kein Ritter gefunden habe, dieselbe zu wagen?

Der Abt, der uns liebte, und der sich aus meiner und Hermans mit einigem Feuer gethanen Fragen, ich weis nicht welche Neigung zu verderblichen Abentheuern vorstellte, ward bleich und zitterte. Er rief einen unter den bewaffneten Knechten auf, die uns folgten, diesen jungen Verwegenen, wie er uns nannte, eine Beschreibung von Gefahren zu machen, welchen sie nur darum ins Angesicht zu sehen wünschen könnten, weil sie ihnen unbekannt wären.

Der Reisige, welcher den scheußlichen Verheerer des Landes gesehen, und einst seine Klauen empfunden zu haben vorgab, trat auf, und entwarf ein Gemälde, das zu abentheuerlich und furchtbar war, um selbst bey dem kleinen Herman Glauben zu finden, er meynte die Stimme der Wärterinnen seiner Kindheit zu hören, und unterdrückte mit Mühe ein Lachen, welches ihm die Gegenwart unsers ehrwürdigen Verwandten zur Sünde gemacht haben würde, doch die Erzählung, welche weder mir noch ihm genug that, erreichte schnell ihr Ende. Tief im Walde erhub sich ein Geräusch. Ich zog mein Schwerd. Herman stellte sich vor den Abt und bat ihn, sich nicht zu fürchten, weil er für alles stehe; da indessen unsere Leute wie vom Donner geschreckt auseinander flohen, und hier und da in den Gebüschen ihre Zuflucht suchten; Bewegungen, aus welchen sich schließen ließ, daß uns allen, soviel unser waren, die Idee des Lindwurms, von welchem wir eben erzählen hörten, lebhaft genug vorschwebte, um in dem Geräusch, das wir immer näher vernahmen, seine Annäherung zu vermuthen, nur daß unser Entsetzen, davon keiner ganz frey war, sich auf verschiedene Art äußerte.

Die Erzählung, die wir eben aus dem Munde des Reisigen gehört hatten, bewaffnete

das Ungeheuer, das dieses Gehölz bewohnte, mit ehernen Zähnen und Nägeln, mit gepanzerter Haut und Schwingen, deren Geräusch, so wie sie die Lüfte zertheilten, dem Anzug vieler Gewappneten glich; dies war gerade der Ton, den wir jetzt vernahmen und der sich unsern Augen nun bald erklären sollte. Sie waren fest auf die Gegend des Waldes gerichtet, wo er sich uns gegen über genseit einer großen Wiese öffnete, und von wo der gräßliche Ton, der unsere Leute in die Flucht gejagt hatte, sich nahte. Wir flohen nicht, denn wir sorgten einer um den andern; der Abt für unsere Jugend, wir für die Wehrlosigkeit seines Standes. Wär jeder von uns allein gewesen, wer wüßte, ob er der Gefahr so kühnlich Trotz geboten hätte.

Jetzt kam das, was unser Schrecken und unsere Aufmerksamkeit erregte, völlig zum Vorschein, aber kein schuppichtes Ungeheuer, sondern eine Anzahl gewaffneter Leute, welche der Abt aus der Rüstung für die Diener der Gerechtigkeit des benachbarten Orts erkannte. Der Abt holte freyer Oden, ich steckte beschämt mein Schwerd in die Scheide, und Herman ließ einen Ausruf des Unwillens hören, daß er getäuscht war.

Die Reisigen zogen queer über die Matte und kamen bey uns vorbey; sie führten in ihrer

Mitte einen gefesselten Mann, der bey den Spuren des Kummers und des Elends, die sich auf seinem Gesicht zeigten, doch zugleich so viel Kennzeichen von Biedersinn und Edelmuth in seiner Miene, so etwas Großes und Heldenmüthiges in seinem ganzen Wesen trug, daß man auf die Bande zürnte, die seine Hände fesselten, und ihn unmöglich für einen Missethäter halten konnte.

Meinem Bruder traten die Thränen in die Augen, und er wandte sich zum Abte, eine Bitte an ihn zu thun, welche unnöthig war, denn schon gab sich dieser dem Führer der Gewappneten kund, und erhielt durch das Ansehen, das ihm sein Name gab, sehr leicht umständliche Nachricht, was es mit dem Manne, der unsere Aufmerksamkeit so sehr auf sich zog, eigentlich für Bewandnisse habe.

Wir erfuhren, der Gefangene sey ein Mann aus Unterwalden*), welcher einen Mord begangen habe, und welchem die Gerechtigkeit nun schon über ein Jahr auf den Fersen gewesen sey, ohne seiner mächtig werden zu können, bis man ihn endlich in diesen Gegenden gesehen habe, und eben heute durch eine blutige Spur, wahrscheinlich die Folge einer neuen Mordthat, nach seiner

*) Ein Winkelried, wahrscheinlich der Anherr jenes großen Winkelried, der hundert Jahr später sich durch seinen Heldentod in der helvetischen Geschichte unvergeßlich machte.

Wohnung geleitet worden sey, die er in diesem Hayn, unweit der Höle des Drachen genommen habe.

Der Abt wünschte nähere Auskunft über diese Dinge, die ihm, zusammengenommen mit der redlichen Heldenmiene des Gefangenen, so befremdend vorkamen; aber die Antwort, die er von ihm erhielt, war so stolz, so abschreckend, wie sie oft beleidigte Unschuld in der Fülle des Unmuths zu geben pflegt, und dadurch Hülfe und Rettung von sich scheucht.

Daß Arnold, dies war der Name, den man dem Gefangenen gab, daß dieser Mann, für den man nur Bewunderung und Mitleid fühlen konnte, unschuldig war, davon blieben Herman und ich überzeugt, obgleich die gute Meynung des Abts durch seinen Starrsinn sich etwas gemindert zu haben schien.

Er erklärte sich schon, er wollte, dafern dieses Mannes Verbrechen erwiesen sey, der Gerechtigkeit durch keine Vorbitte Eingriff in ihre Rechte thun, aber unsere Bitten an ihn drängen durch, sich dem Schutz eines Unglücklichen nicht so geschwind zu entziehen, sondern ihm nebst uns in die Stadt zu folgen, daselbst seine Anklage und seine Vertheidigung zu hören, und wenn alles sich so fänd, wie wir hofften, nicht zu weichen, bis durch Vorspruch oder auf andere Weise

ein Leben gerettet sey, welches längerer Dauer so würdig schien.

Der Abt ließ sich erbitten, der sogenannte Mörder ward durch meine Vorsprache und Hermans mitleidige Thränen tief gerührt. O Gott! sagte er mit einem Blick gen Himmel, der sein Gesicht unaussprechlich verschönerte, der ist noch nicht ganz von dir verlassen, für den die Unschuld weint und fleht!

Warum kann ich Euch doch hier nicht umständlich Dinge erzählen, die zu einer andern Zeit, da uns die Augenblicke weniger sparsam zugemessen wären, all Eure Aufmerksamkeit verdienen müssen! Anscheinendes Verbrechen durch die Zeit gerechtfertigt, Verbrechen durch irgend eine große That ausgesöhnt, welch ein Schauspiel für eine Seele wie die Eurige! Hört das, was ich Euch gern weitläuftig sagte, in kurzem:

Wir folgten mit unsern Leuten, welche sich bald wieder zu uns fanden, dem Opfer der Gerechtigkeit nach der Stadt. Die Sache des Verbrechens ward untersucht. Arnold war ein Mörder, wie tausend edle unglückliche Männer es in unseliger Stunde durch Zufall, Uebereilung, oder zu heftig aufgereizten billigen Zorn wurden. Tausend Dinge waren, die ihn entschuldigten, doch hätte er sterben müssen, nach den strengen

Gesetzen dieses Landes, hätte ihm nicht ein Umstand das Leben gerettet, den er nicht achtete, oder vielmehr, den er so großmüthig als hartnäckig verschwieg. Mein Bruder war so glücklich, ihn ans Licht zu bringen. Dieser Knabe, welcher Vergunst hatte, den edeln Verbrecher in seinem Gefängnisse zu besuchen, ward, wie es sein Alter mit sich brachte, bald mit ihm vertraut. Arnold tadelte die Thränen, die sein kleiner Freund um seinen Tod vergoß, und schlug andre Gespräche vor. Die Geschichte jenes Tages, da wir ihn im Walde zuerst sahen, kam zum Vorschein. Der Lindwurm spielte, wie man denken kann, in derselben seine Rolle. Arnold lachte des Schreckens, das uns alle in Erwartung dieses Ungeheuers befallen hatte, und behauptete, es gebe in der ganzen Natur kein solches Geschöpf, wie Herman es, obgleich mit ziemlich gemäßigten Farben, schilderte.

Das Unthier, fuhr er fort, das diese Gegenden verheerte, und nun nicht mehr verheeren wird, war nichts anders, als ein scheußlicher Wolf, vielleicht eine Hyäne; ich kann das wissen, denn ich habe ihn erschlagen. Wollte Gott ich wär frey, nur auf eine Stunde, um Euch an die Stelle im Walde zu führen, wo der fürchterliche Feind liegt, der mir, indem ich ihn

fällt, diese Wunde versetzte, die nun wohl vor meinem Ende nicht heilen wird. Ich wollte ihn Euch zeigen, und Euch bey seinem Anblick die Lehre geben, die Ihr in Eurem Leben wohl werdet brauchen können, Euch nicht an die ungeheuren Vorstellungen des Pöbels zu kehren, und gewiß zu seyn, daß der tapfere Mann mit einiger Behutsamkeit alles überwinden kann.

Herman stand mit weit geöffneten Augen. Ihr? schrie er, Ihr habt das Unthier getödtet? und Ihr sollt sterben? — O laßt mich! laßt mich! daß ich dies meinem Oheim und meinem Bruder, daß ich es der ganzen Welt erzähle! — Mit diesen Worten verließ der feurige Knabe Arnolds Kerker, und ermangelte nicht, unterweges den Anfang zu Ausbreitung der großen That zu machen, die seine kindische Seele bewunderte, ohne den Einfluß noch ganz begreifen zu können, den sie auf das Geschick des Mannes haben mußte, dessen Todesurtheil uns alle bekümmerte.

Die Folgen von Hermans Entdeckung ließen sich denken. Die wichtigsten Preiße waren für denjenigen aufgesetzt worden, welcher das Land von seinem Verheerer befreyen würde, wie hätte man dem, der die Heldenthat beging, ohne an Ruhm oder Belohnung zu denken, wie hätte man ihm, zum Dank für die erhaltene Wohlthat, sein Leben rauben sollen? Arnold

ward begnadigt, die ganze Gegend zog hinaus auf die Stelle, wo das Ungeheuer lag, das man, ob es gleich kein Lindwurm war, wohl wegen seiner Größe und ungemeinen Gestalt, für ein Wunder der Natur halten konnte. Jetzt klärten sich die Spuren von Blut auf, die dem unglücklichen Arnold eine neue Mordthat aufbürden sollten, und die, hätte man sie besser untersucht, augenblickliche Vertheidiger seiner Unschuld hätten werden müssen. Voll dankbarer Beschämung standen dem Retter des Landes seine Verurtheiler gegenüber, man wußte nicht, wie man vergüten, wußte nicht, wie man ihm lohnen sollte. Er schlug allen Lohn aus, und bat nur um Freyheit, dem Abt und uns zu folgen, und in der Nähe, wo sein kleiner Freund und Retter, der Knabe Herman, leben würde, eine Einsiedlerwohnung zu beziehen. Der Umgang dieses edeln Kindes, sagte er, wird mir Trost und Beruhigung seyn; ich bin ein Mörder, man verurtheile mich oder spreche mich los, ach seit jener That, für welche man mein Leben nicht hinnehmen wollte, kenne ich keine Ruhe, als in der Einsamkeit! Ich hasse die Gesellschaft von Menschen! Der, den ich ermordete, war mein Freund! man entschuldige mich wie man wolle, mein Gewissen wird mich nie entschuldigen.

Als wir in dem Hause des Grafen von Toggenburg, wo uns der Abt einführte, aufgenommen waren, schlug dieser außerordentliche Mann, dieser unschuldige Mörder seine Wohnung in dem benachbarten Walde auf. Ich so wohl als mein Bruder sahen ihn oft, es wird in meiner Geschichte noch einmal oder zwey die Gelegenheit geben, seiner zu gedenken.

Wie soll ich euch das Haus schildern, welches nun auf kurze Zeit für meinen Bruder und mich das Haus liebender Eltern werden sollte? — O daß es immer unser Zufluchtsort geblieben wär! daß nicht Unglück und Tod uns sobald aus demselben vertrieben hätten! — Der Graf von Toggenburg war einer der reichsten helvetischen Herrn, alles athmete in seinem Hause stille Größe. Der mächtige Fürst zeigte sich hier in den geringsten Kleinigkeiten, ob gleich über den Glanz, der sich nur an öffentlichen Hoftagen völlig äusserte, die meiste Zeit der Schleyer des mäßigen Privatlebens geworfen war. Der Reichthum und die Macht unsers Beschützers wurde nur durch seine innere Würde übertroffen, die ernste stille Würde der Weisen, der, nachdem er ein ganzes langes Leben hindurch vom Sturm der Schicksale, vom Geräusch der Waffen betäubt und ermüdet ward, sich freut, am

Abend des Lebens alles das nur aus der Ferne ansehen zu können.

So ruhig der Graf auch auf seinen Schlössern lebte, oder zu leben strebte, so war er doch darum nicht unthätig. Sein Rang verflocht ihn in alle Angelegenheiten seines Vaterlandes, und seine Söhne waren gleichsam die Werkzeuge, durch welche er sich derselben theilhaftig machte, und zum Besten seines Landes würksam wurde. Sein Hof war zahlreich und glänzend, um ihn her blühte die junge Ritterschaft Helvetiens und anderer Länder, man drängte sich, in seinen Diensten zu stehen.

Die Gräfin, Frau Jutta, war unter den Matronen das, was er unter den Greisen war, so hervorragend in weiblicher Würde, als er in der männlichen, an Jahren fast so hoch als ihr Gemahl, aber auch unter dem Schnee des Alters noch so liebenswürdig, daß man sie mit Recht ein schönes Denkmahl der Vorzeit nennen konnte.

Von vielen Kindern waren diesem würdigen Ehepaar nur zwey Söhne übrig geblieben. Graf Diethelm, seinem Bruder an Jahren weit überlegen, schon längst vermählt, und ein Vater mehrerer Kinder, und Graf Friedrich, der noch nicht viel über zwanzig zählen konnte, und der sich eben mit den Freyherrn von Regensberg, welche mit ihm zugleich das Schwerd erhalten

hatten, zum ersten Ritterzuge aus dem väterlichen Hause rüstete, als wir dasselbe betraten.

Er war es, welchen uns der Abt von St. Gallen besonders empfahl, und wir brauchten ihn nur zu sehen, ihn nur sprechen zu hören, um in dieser Empfehlung die Ahndung von einem Glück zu finden, das leider nichts war als ein Traum, der sich schnell und auf die schrecklichste Art endigte.

Wir waren unzertrennlich von ihm, ich, als sein Knappe *), Herman als Page; Stellen, die seine Milde uns zur Ehre machte. Er begegnete uns als Freunden, und machte uns gern in naher Zukunft auf die Zeit aufmerksam, in welcher wir durch den Ritterstand ihm näher gebracht, und zu seinen Waffengefärthen erhoben werden sollten.

Dies war die Sphäre, in welcher uns wohl war, dies die Schule, in welcher wir zu einer Laufbahn gebildet wurden, die wir freylich glorreicher in seiner Gesellschaft, unter seiner Anführung angetreten und zurückgelegt haben würden. Ach daß das Schicksal uns diesen Vortheil entzog! Wie werde ich Euch die Ge-

*) Der beste Edelmann durfte sich nicht schämen, der Knappe eines ältern Ritters zu seyn, es war Sitte, wenigstens ein Jahr lang in diesem Stande die Waffen zu tragen, ehe man auf den Ritterschlag hoffen durfte.

schichte Friedrichs von Toggenburg erzählen können, ohne heute all das von neuem zu fühlen, was mich zu jener Zeit der Verzweiflung nahe brachte.

Man brauchte wenig Wochen auf der Burg des Grafen von Toggenburg zu seyn, um zu spüren, daß der Friede, den man so oft in den Pallästen der Großen mißt, auch hier nicht zu finden sey. Der Vater meines geliebten Friedrichs, meines Freundes, meines theuren, angebeteten Herrn, wie ich ihn als Knappe gern nannte, war nicht so glücklich, zwey gleiche Söhne gezogen zu haben. Der sanfte Friedrich war durch die milden Sitten des kayserlichen Hofs, an welchem er erzogen worden war, noch sanfter und einnehmender geworden; der wilde Diethelm, der zu sehr geliebt wurde, um aus den väterlichen Augen gelassen zu werden, hatte durch den Vortheil, immer um den Helden zu seyn, dem er das Leben zu danken hatte, nicht größere Liebe zu ihm, nicht gewissenhaftere Befolgung seiner Pflicht gelernt, er wuchs nur heran, um partheyische Vorliebe mit Herzleid zu belohnen.

Nicht als wär Diethelm ein Nichtswürdiger gewesen, der durch Feigheit den Heldenruhm seiner Ahnen beschimpft, oder ein Lasterhafter, der sich durch schändliche Thaten der Welt zum Abscheu gemacht hätte; nein, er war tapfer und

edel, aber zu viel Rauhigkeit, zu viel Ungestüm mischte sich in seine Thaten, als daß er der frommen Mutter, zu viel Starrsinn und Eigenmächtigkeit, als daß er dem Vater hätte gefallen können, welcher seine Vaterrechte kannte, und zu behaupten wußte.

Daß Diethelmen die väterliche Burg bald zu eng wurde, und daß er dürstete, die Welt zu sehen, dies war nicht zu tadeln, auch wehrte man ihm nicht die Erfüllung eines Wunsches, der jedem feurigen Jüngling eigen ist; aber kränkend war es für seine edeln Eltern, daß er zurückkam mit einem Abscheu an allen was ihnen theuer war. Er spottete des glanzlosen mäßigen Lebens, das an Graf Toggenburgs Hofe eingeführt war, spottete der stillern Tugenden, welche hier geübt wurden, wollte den Lebensplan meistern und reformiren, welchen seine Eltern nun bald bis zum Grabe befolgt hatten, und mit fürstlichem Glanze auch fürstliche Unruhe in ein Haus bringen, wo man die Stille liebte.

Die Verdrüßlichkeiten, welche dem alten Grafen und seiner guten Gemahlin aus dem Stolz und Uebermuth ihres ältern Sohns erwuchsen, aufs höchste zu treiben, fiel er, als die Rede davon war, sich zu vermählen, noch auf eine Wahl, die recht den Wünschen seiner Eltern zum Trotz ersonnen zu seyn schien. Er

verschmähte die stillen Töchter seines Vaterlandes, verschmähte einige Damen vom kayserlichen Hofe, bey welchen Tugend und Schönheit sich vereinten, und die ihm von seinem Vater vorgeschlagen wurden, und gab seine Hand einer Person, welche seinen Entschluß weder durch Schönheit noch weibliche Tugenden rechtfertigte, welche nichts besaß, das ihm schmeicheln konnte, als den Namen ihres Hauses und den vollen Weltton, den Graf Diethelm liebte, in welchen er alle Vollkommenheit setzte.

Diese Dame war Gertrud, Gräfin von Welschneuenburg, die er in Frankreich kennen gelernt hatte, und mit welcher er, als ich in Graf Toggenburgs Haus kam, schon Jahre lang vermählt war. Diese stolze, übermüthige, herrschsüchtige Schnur stimmte so ganz in den Ton ihres Gemahls ein, und ermüdete die Geduld ihrer Schwiegereltern so völlig, daß das Herz derselben sich jetzt ganz von ihrem ehemaligen Lieblingssohne losgerissen hatte. Graf Diethelm, dessen Habsucht von seinem großmüthigen Vater übermäßig befriedigt worden war, hauste mit seiner Familie die meiste Zeit zu Rengerswyl, und sahe die Burg seines Vaters nur selten; bey unumgänglichen Zusammenkünften herrschte unter Eltern und Kindern der kälteste Hofton,

der nur zu oft von einer oder der andern Seite in die verdrüßlichsten Aeußerungen überging.

Es fehlte nicht an Leuten, welche die Fehler, die dieses Mißverständniß nach sich zog, ganz von Graf Diethelms Seite auf seine Eltern leiten wollten; Geitz, Eigensinn, eingeschränkte Begriffe wurden ihnen zur Last gelegt, aber man nehme sie an, und lege sie in die andere Wagschaale, des unartigen Sohns zahllose Vergehungen, wohin wird das Uebergewicht fallen?

Graf Friedrich, welcher in den Tagen des aufkeimenden Mißverständnisses am kayserlichen Hofe gelebt hatte, kam um diese Zeit auf die väterliche Burg zurück, und seine Erscheinung war für seine bekümmerten Eltern der erste Sonnenstrahl nach langen Stürmen. Er hatte in frühern Jahren weit hinter seinem Bruder zurückstehen müssen, er brachte vielleicht vom Hofe die nehmlichen Fehler mit, die man an Diethelm verabscheute, man erwartete nichts von ihm, und fand alles, was die eigensinnigsten Wünsche fordern konnten.

Schon sein einnehmendes Aeußerliches fesselte das Auge; das Herz ward gefesselt, so wie sich bey genaueren Umgang, die weit einnehmendere Schönheit seiner Seele immer deutlicher zeigte. Er ward der Trost und die Wonne seiner Eltern, bey ihm würden sie Diethelm bald gänz-

lich vergessen haben; doch, daß dieses nicht geschah, dafür sorgte seine Großmuth, nur Diethelms Beleidigungen lehrte er sie vergessen, seine Person ihnen wieder theuer zu machen, das gestörte Einverständniß wieder herzustellen, dies war sein unablässiges Bestreben.

Unsäglich waren die Bemühungen, die Beleidigten von beyden Theilen wieder zusammen zu bringen, und auszusöhnen. Jahre waren verlaufen, ehe dieses nur einigermaßen glückte, und als ich das Glück hatte, den edelsten aller Jünglinge kennen zu lernen, befand er sich eben erst im Anfang eines so schweren Siegs.

Ich ward Friedrichs Freund und Vertrauter, ich erfuhr, da seine unschuldige Seele noch keine andern Heimlichkeiten hatte, die Geheimnisse seines Hauses, und war Zeuge von seinem Entzücken über einen Triumph, den er über verhärtete Herzen erhalten haben wollte, und den er weit höher schätzte, als ich ihn schätzen konnte.

Graf Friedrich war jetzt mit Bewilligung seiner besänftigten Eltern sehr oft zu Rengerswyl bey seinem Bruder, ich begleitete ihn die meisten male, und lernte in kurzem die Familie seines Bruders weit richtiger beurtheilen als er. Zahllos waren die Warnungen, die ich ihm in dieser Rücksicht zu geben wagte; ach sie würden noch häufiger, noch

ernstlicher gewesen seyn, wenn mir nicht selbst die Besuche auf Graf Diethelms Burg immer lieber geworden wären; mein Herz begann in dieser Zeit zum erstenmal laut für einen angebeteten Gegenstand zu sprechen, seine Stimme betäubte mich für die Sprache der Vernunft, ich ward verblendet, wie mein Herr, und wir eilten beyde dem Verderben entgegen.

Die Gräfin, Friedrichs Schwägerin, hatte noch eine Schwester, Gott weis, wie dieser Engel in ihre Familie gekommen seyn mußte! Es war Adelheit, eben diese Adelheit, welche das Schicksal zur Ursach ungezählten Kummers für mich bestimmt hatte. In einem Kloster an der französischen Gränze ward sie erzogen, sie hatte eben das sechzehente Jahr erreicht, ihre Bildung, so urtheilte man mit Recht, war vollendet, sie sollte den ersten Schritt in die Welt thun, in welcher sie, wenn Vorzüge Anspruch auf Glück gäben, eine so auszeichnende Rolle hätte spielen müssen.

Graf Friedrich ward von seinem Bruder gebeten, die Abholung des jungen Fräuleins über sich zu nehmen, und ich, ob ich es gleich oft gemerkt hatte, daß man mich hier ungern an seiner Seite sah, begleitete ihn.

O Tag des ersten unruhigen Selbstgefühls, der ersten dunkeln Ahndungen von einem Glück,

das man auf dieser Welt so selten erreicht, wie soll ich dich schildern? Wie soll ich das überirdische Wesen schildern, das ich an diesem Tage zum erstenmal sah? — Keine Schilderung ist die beste! — Wie sie uns unter ihren heiligen Gespielinnen erschien! Der Widerwille, ihre fromme Gesellschaft zu verlassen! Die Thränen, die sie an dem Busen der Domina weinte! Der kleine Eigensinn, mit welchem sie sich bey ihrem Schleyer, bey dem düstern klösterlichen Gewand behauptete, das ihre Jugendblüthe so unnennbar verschönerte! — Nein, Königinn, ich kann das alles, alles nicht mahlen, und Ihr vermögt mir schwerlich nachzuempfinden, denn welches Weib, und wär es auch so gut, so zartfühlend als Ihr, erreicht in diesem Fall die Gefühle des Jünglings?

Graf Friedrich war nicht kalt bey dem, was sich unsern Augen darstellte, aber ich war trunken von neuen, mir noch unbekannten Gefühlen. Diese Adelheit zog erstes Blicks mein ganzes Wesen an sich, ihr nahe zu seyn, dünkte mich ein Glück, würdig mit Blut erkauft zu werden, und ich riß mit ziemlichen Ungestüm das Geschäft, ihr Pferd am Zügel zu leiten, an mich, welches sonst wohl durch einen Geringern hätte verwaltet werden können.

Der Taumel einer berauschenden Leidenschaft, der mich an diesem Tage ergriffen hatte, war dauernd; ich erinnere mich einer Menge der folgenden Auftritte nur wie im Traume, nur dieses weis ich, daß wir fleißiger als jemals zu Rengerswyl waren, daß bey mir nicht mehr daran zu denken war, Friedrichen von den Besuchen bey seinem zweydeutigen Bruder und seiner noch zweydeutigern Schwägerin abzuhalten; ich, ich selbst feuerte ihn zu denselben an, ich, der ihn sonst so oft mit einer Weisheit, die meine Jahre überstieg, vor den dasigen Fallstricken gewarnt hatte.

Erst dann schwand der Eifer, ihn nach der Burg Graf Diethelms zu locken, wohin ich ihn allemal begleitete, als es mir deutlich ward, daß der Graf von Toggenburg dort wohl sein Glück finden könnte, daß aber mir weder Adel noch Verdienste, noch künftige Hoffnungen, noch glühende Liebe je ein Recht geben würden, meine Augen nach der Gräfin von Welschneuenburg zu erheben.

Adelheit selbst war es, die mir hierüber und über meine eigenen Gefühle ein Licht anzündete. Unter der Zucht der Gräfin Gertrud, ihrer Schwester, hatte sie mit dem Klostergewande, das hier lächerlich gefunden ward, allmählich die blöde Klostersitte abgelegt. Die klösterliche Unschuld,

die stille Reinigkeit des Herzens blieb immer ihr unverletzbares Eigenthum, keine Lektionen einer Weltdame hätten diese zerstören können, auch wollte Gertrud dieses schwerlich; die Lasterhaften ehren oft das Bild der Tugend in denen, die ihnen lieb sind, und gönnen ihren Freunden gern einen höhern Grad von Vollkommenheit als sie selbst erringen mögen. Adelheit hatte in der Schule ihrer Schwester nur gelernt, mit ihren schönen Augen freyer um sich zu sehen, die Dinge, die sie umgaben, festes Blicks zu beurtheilen, und aus ihrer Meynung von denselben kein Geheimniß zu machen, auch floh sie nicht mehr so, wie anfangs, unsern Umgang; sie sah Graf Friedrichen gern, und entzog selbst mir nicht ihren Arm, wenn mich der Wohlstand zu ihrem Begleiter bestimmte.

Wie einfältig sich der arme liebetrunkene Jüngling, der ich damals war, bey solchen Gelegenheiten benahm, wie leicht es einem jeden seyn mußte, sein unerfahrnes kunstloses Herz ganz zu durchschauen, das werde Euch daraus klar, daß selbst Adelheit, so neu sie auch in den Angelegenheiten dieser Welt, so neu in Herzenssachen war, mich zu beurtheilen, und nach ihrer himmlischen Güte zu warnen wußte.

Herr von Feuchtwangen, sagte sie eines Tages zu mir, als ich sie in dem Traume, in

welchem ich jetzt immer ging, einen weiten Weg, wie ich glaube, durch Busch und Hecken, geführt hatte, ohne mit ihr zu sprechen, als durch den leisen Druck meiner Hand, zu welchem ich mich oft erkühnte. Herr von Feuchtwangen, ich schätze Euch, und muß aufrichtig mit Euch sprechen. Hängt Euer Herz nicht an ein Geschöpf, welches vielleicht für einen andern bestimmt ist. Ermannt Euch; Ihr werdet bald Ritter seyn, kehrt Euer erstes Speer wider eine thörichte Leidenschaft, die Euch für mich zu einem Gegenstand des Mitleids, für andere vielleicht gar des Spottes macht.

Ich weis nicht, was ich dem großmüthigen Mädchen antwortete, oder wie ich von ihrer Hand kam. So deutlich sie sprach, so glaubte ich sie doch kaum halb verstanden zu haben, doch noch der nehmliche Tag sollte mir nähere Aufklärung geben.

Ich erhielt von Friedrich das Geständniß, daß ihm ein wichtiges Geheimniß auf dem Herzen liege, und ward aufgefordert, ihm zu rathen, auf was für Art er es seinen Eltern, denen es nicht länger verborgen bleiben dürfe, bekannt machen sollte. Mein Bruder, fuhr er fort, wünscht mich mit der Schwester seiner Gemahlin verbunden zu sehen; du kennst Adelheit,

und kannst urtheilen, ob meine Wünsche mit den seinigen übereinstimmen.

Himmel, schrie ich. Ihr liebt Adelheit?

Ich liebe sie, oder werde sie einst lieben. Welcher weibliche Reiz würde im Stande seyn, mein Herz zu rühren, wenn es bey dem ihrigen kalt bleiben sollte?

Und Adelheit wird einst die Eurige?

Ob sie es wird, das weis Gott! Schon dein Erstaunen, deine hastigen Fragen zeigen mir, daß dir keine der Schwürigkeiten verborgen ist, die sich den Absichten meines Bruders entgegen setzen können.

Und das Fräulein liebt Euch?

Wie du fragen kannst! ich glaube, sie wird mich lieben, doch hier ist weder von Liebe noch von Gegenliebe die Rede, meine ganze Sorge betrifft die Einwilligung meiner Eltern. Mit welcher Miene soll ich bey ihnen um die Schwester derjenigen bitten, welche sie, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht, hassen? — Wie soll ich nur Adelheits Namen vor ihnen nennen, der sich so genau an den Namen, Gertrud von Welschneuenburg, drängt.

Ihr habt Recht, die Gräfin Gertrud ist eine Frau von einem hassenswürdigen Charakter, ich wette, der Einfall, Adelheit zu der Eurigen zu machen, ist ganz der Ihrige!

Graf Friedrich, vielleicht der Einzige, der keinen Blick in mein Herz gethan hatte, übersah das Abgeschmackte in dieser Antwort, übersah die Unruh, die Zerstreuung, mit welcher ich das anhörte, was er mir noch in einer ganzen langen Stunde über diesen Gegenstand sagte; er glaubte in derselben mit mir über seine Angelegenheiten zu Rathe gegangen zu seyn, da er doch nichts gethan hatte, als mir seine eigene Meynung weitläuftig vorgetragen, und dankte mir am Ende, daß ich ihm zu einem so guten Entschlusse behülflich gewesen sey. Ich wußte nicht, worin dieser bestand, bis ich bey einiger wiedererlangten Fassung aus seinen Reden schloß, es sey dieser, seinen Eltern die reizende Adelheit, das vollkommene Gegenbild ihrer Schwester, bekannt zu machen, und erst dann von weitern Absichten zu sprechen, wenn sie durch die Vollkommenheiten dieses überirdischen Geschöpfs gefesselt genug wären, um sie sich selbst zur Tochter zu wünschen.

Dieser Plan war so gut, daß ich auch dann, wenn ich mehr bey mir selbst gewesen wär, als ich wirklich war, nicht anders gekonnt hätte, als ihn billigen, ich war betäubt oder uneigennützig genug, um ihm meinen Beyfall zu geben, aber dieses war auch alles, seine Ausführung sah ich nicht. Die streitenden Gefühle dieses Ta-

ges, zusammengenommen mit einigen andern zufälligen Ereignissen, welche einen nachtheiligen Einfluß auf meine Gesundheit haben konnten, warfen mich auf ein langes Krankenlager. Ich war dem Tode nahe gewesen, und erholte mich nur darum zum Leben, um Dinge zu hören, welche während den Wochen meiner Bewußtlosigkeit zur Reife gekommen waren, und die mich in das äußerste Erstaunen setzen mußten.

Graf Friedrich saß an meinem Bette, wo ich den treuen Freund diese Zeit über in halben Bewußtseyn so oft hatte sitzen sehen. Er faßte meine Hand, und sah mir liebreich in die Augen, in welchen wieder ein kleiner Lebensfunken zu glimmen begann. Will mein Konrad, so fragte er, will er nicht durch guten Willen der Natur und den Aerzten zu Hülfe kommen, daß seine Wiedergenesung beschleunigt werde, und er an meinem Ehrentage das Ritterschwerd erhalten kann?

An Eurem Ehrentage, Herr Graf? Ich wünsche Euch alles Glück zu Eurer Vermählung mit Adelheit, aber ich kann nicht bey derselben gegenwärtig seyn!

Ach, Konrad! wie hat sich in deiner Krankheit alles geändert. Unser Plan verunglückte. Meine Eltern waren unerbittlich; waren für Adelheits Vollkommenheiten kalt und ohne Ge-

fühl. Mir drohte der väterliche Fluch. Ich habe der kindlichen Liebe ein Opfer gebracht; Gott sey gelobt, es ward mir nicht allzuschwer, noch hatte ich mein Herz bewahrt, daß es für die junge Gräfin nichts als Freundschaft fühlte. Ich bin gegenwärtig der Verlobte der Gräfin von Montfort, die, wie du weist, mir seit meinen Kinderjahren von meinen Eltern zur Gemahlin bestimmt war.

Mein Erstaunen über das, was ich vernahm, ist nicht auszudrücken, aber zugleich mit demselben schlich sich, ich weis nicht, welche heimliche Freude in mein Herz, die mir ein kräftigerer Lebensbalsam war, als alle Heilmittel der Aerzte. Ich wußte mir selbst nicht zu erklären, was ich empfand, was meiner verwundeten Seele so wohl that; ach genährte Hoffnung der Liebe war es! gleich als ob Adelheit dadurch, daß sie nicht Friedrichs Gemahlin wurde, meinen Wünschen nun um einen Schritt näher gerückt worden wär.

Als ich genas, erhielt ich von meinem Bruder Herman genauern Aufschluß über diese Dinge, und mit denselben schlich sich eine Menge streitender Gefühle in mein Herz, die mit meiner Freude über die getrennte Verbindung einen seltsamen Kontrast machte. Ich bewunderte Friedrichen wegen seiner Ueberwindung,

und doch wars auch als fühlte ich eine Art von Unwillen gegen ihn, daß er einer Adelheit so schnell entsagen konnte. Ich wußte seinen Eltern ihren Eigensinn herzlich Dank, und doch haßte ich ihre Härte und ihre Unempfindlichkeit gegen das Urbild aller Vollkommenheit. Die junge Gräfin von Montfort, ein gutes, schönes, harmloses Geschöpf, das sich freylich mit keiner Adelheit messen konnte, neidete ich, daß sie ihre Nebenbuhlerin von ihrem Platz verdrängt hatte, und doch hätte ich ihr gern die Reize eines Engels gewünscht, daß Friedrich nur mit keinem Gedanken zu Adelheit wiederkehren möchte.

Am meisten lag mir an, diese Adelheit wiederzusehen, und aus ihrem Munde zu hören, was sie von diesen Dingen denke, aber hiezu zu gelangen, war Unmöglichkeit, ich hätte allein und ohne Vorwand nach Rengerswyl reisen müssen. Graf Friedrich durfte die Burg seines Bruders nicht mehr besuchen, Adelheits Verschmähung, wie man es nannte, hatte Anlaß zu offenem Bruch gegeben, und die Freygebigkeit des alten Grafen, der seinem gehorsamen Sohn, am Tage der von ihm gewünschten Verbindung, die Veste Toggenburg und das Schloß Wyl zum Zeichen seines Beyfalls geschenkt hatte, mehrte die Verbitterung, die man zu Rengerswyl gegen ihn hegte. Friedrich erhielt durch diese Schenkung bey

weitem nicht so viel als sein Bruder schon vor ihm erhalten hatte, gleichwohl ist so viel gewiß, daß Neid und Eigennutz diese Vergabung als ungeheuer anstaunten, und auf dieselbe den Entschluß zu einer Rache bauten, der sie den Namen der Gerechtigkeit gaben.

Adelheits Vorzüge hatten bey ihren Besuchen zu Wyl, zu welchen man sie beredete, um Friedrichs Eltern für sie zu gewinnen, zwar bey diesen eigensinnigen Hassern des Hauses, aus welchem die junge Dame entsprossen war, ihres Entzwecks verfehlt, aber an anderweitigen Eroberungen, so wenig sie dieselben suchte, hatte es ihr nicht gefehlt. Fast keiner unter Graf Toggenburgs Rittern war, der bey ihrem Anblick nicht fast in den nehmlichen Zustand gerieth, in welchen mich derselbe versetzt hatte. Herzen, welche noch nichts von Liebe wußten, wurden durch sie mit den ersten Gefühlen dieser Leidenschaft bekannt, andere, schon von frühern Banden gefesselt, oder auf dem Wege, der Minne gänzlich zu entsagen, wurden ihren gethanen Gelübden abtrünnig. Keiner unter Adelheits Gefesselten befand sich, der nicht Graf Friedrichen um ihre Liebe, und den kranken Ritter Konrad, nach dem die Holdselige fleißig fragte, um ihr Mitleid beneidete. Es war ein allgemeiner Triumph, der hier ihren Reizen zu theil ward, und

der nur durch die Härte eines eigensinnigen Greises und einer strengen Matrone verdunkelt wurde.

Vielleicht war es eben das Gewühl von Anbetern, das dem alten Grafen von Toggenburg und der Gräfin Jutta ihre zugedachte Tochter verleidete; alles was der Stille ihres Schlosses Gefahr drohte, war ihnen verhaßt; da niemand, selbst Friedrichs Eltern, der jungen Gräfin die Vorzüge des Verstandes und des Herzens nicht abstreiten konnte, da ihr sanfter Charakter selbst sie bezauberte, so würde Adelheit vielleicht gesiegt haben, hätte sie etwa nur die bescheidenen, unbewunderten Reize der jungen Montfort besessen, aber so viel Bewunderung, so zahlreiche Opfer! — nein, dies verderbte alles, — Frau Jutta verglich die junge Dame, die sie nicht hassen konnte, ob sie sie schon verwarf, mit einem Kometen, der für sich ein ganz guter, schöner Stern seyn möchte, aber in seinem Schweif lauter Unglück nach sich zöge.

Unter den Eroberungen, welche die junge Gräfin von Weißchneuenburg auf Graf Toggenburgs Veste gemacht hatte, zeichnete sich besonders Leuthold, Freyherr von Regensberg, aus, ein junger Ritter, der sich durch Stand, Herkunft, Reichthum, Macht und Stolz überall hervordrängte. Er war mit Graf Friedrichen erzogen worden, aber es fehlte viel, daß er ihm gleich,

oder sein Freund war, so sehr dieser ihm auch überall an Tugenden vorging, so redlich er es mit ihm meynte.

Regensberg war in seinen Bewerbungen um Adelheit unglücklich, blieb es auch denn, als Friedrich, der ihr entsagen mußte, sein Wort bey ihr redete. Ihr Stolz, ihre Eitelkeit, ihre Liebe, alles empörte sich gegen Friedrichs gutmüthige Vorsprache; ach es war nur allzugewiß, daß er ihr nicht so gleichgültig war als sie ihm! Zu stolz, ihm dieses zu gestehen, ließ sie es dabey bewenden, daß sie ihn nur mit seiner Vorbitte heftig zurückwies, und ihn versicherte, daß Regensbergs Liebe und Graf Toggenburgs Schlösser in diesem Augenblick von ihr auf ewig verschworen würden. Das Band, das uns bisher zu fesseln schien, fuhr sie fort, ist von nun an zerschnitten, nie komme es mir in den Sinn, es wieder anzuknüpfen, nie Eure Hülfe zu wünschen, es müßte denn gegen den gewaltthätigen Regensberg seyn. Ich weis, daß ich ihn beleidigt habe, weis, daß ich ihn fürchten muß; solltet Ihr einst hören, daß meine Besorgnisse gerechtfertigt wurden, so denkt alter Freundschaft, und eilet zu meiner Rettung herbey.

Der Fall, welchen die unglückliche Adelheit besorgte, war eingetreten; an eben dem Ta-

ge, da der, welcher von ihr geliebt war, ohne es zu wissen, sein Vermählungsfest mit der glücklichern Montfort feyerte, fiel sie auf einer Spazierreise, welche sie an der Seite ihrer Schwester machte, in Regensbergs Hände.

Das Gerücht, welches diese Schreckenspost an die Hochzeittafel brachte, warf einen starken Verdacht auf die Gräfin Gertrud, daß das Verlangen, ihre Schwester, über Friedrichen getröstet, und an einen der größten Herrn des Landes vermählt zu sehen, sie zur Mitverschwornen dieser That gemacht habe. Einmal war so viel gewiß, daß Gertrud glücklich nach Rengerswyl entkommen war, um daselbst läßige Anstalten zu Befreyung ihrer Schwester zu machen, indeß diese von ihrem Verfolger auf die Veste Uzenberg gebracht ward, wo er mit Recht hoffen konnte, seiner schönen Beute vor aller Gegengewalt sicher zu seyn.

Das Schrecken, welches Adelheits Entführung zu Wyl anrichtete, war allgemein. Graf Friedrich dachte alter Freundschaft und Adelheits letzter Bitte, seine junge Neuvermählte, zu fromm, zu gutmüthig wider ihre ehemalige Nebenbuhlerin einen Groll im Herzen zu hegen, beweinte in ihr eine Jugendgespielin; der alte Graf und seine Gemahlin zitterten für die Entschliessungen ihres Sohns, und ich? — Nun daß

ich diese Entschliessungen nicht abwartete, daß ich, während Graf Friedrich mit seiner Gemahlin noch zu den Füssen seiner Eltern lag, Vergunst von ihnen zu erhalten, die Pflicht der Freundschaft zu erfüllen, schon auf dem Wege war, der Geliebten meines Herzens Hülfe zu bringen, das wird derjenige errathen, welcher das Feuer der Jugend und das Gefühl heißer, bis zur Abgötterey getriebener Liebe kennt. —

Worin diese Hülfe bestehen sollte, darum hätte ich wohl einen, der besser bey Sinnen war, als ich, fragen mögen. Ich wußte es nicht. Ich war mir keines Dinges bewußt, als der Bedrängniß der schönen Adelheit, und der Nothwendigkeit, ihr in derselben nahe zu seyn; daß meine Nähe ihr wenig frommen würde, da ich keine andere Begleitung hatte, als drey oder vier reisige Knechte, dies bedachte ich nicht, und die Veste, welche Regensbergs köstlichen Raub verschloß, lag schon vor mir, als mir erst die Unmöglichkeit einfiel, diese himmelhohen Mauern, diese eisernen Thore zu durchdringen, welche mich von Ihr trennten.

Herr, sagte einer meiner Knechte, der meine Verlegenheit sahe, an dieser Burg möchte sich wohl ein ziemliches Heer den Kopf zerstossen; wir haben nicht zu trauren, daß unserer

wenig sind, ihrer Viel würden das nehmliche ausrichten. Mit Gewalt ist hier nichts gethan, List ist die Losung, und was gilts, ich will Euch zu einem Fund behülflich seyn, welcher das Fräulein in unsere Hände bringen muß. Regensbergs Burgen sind mir gar wohl bekannt, und besonders diese hier. Laßt uns die Dämmerung erwarten, daß niemand von den Zinnen unserer wahrnehme, dann will ich die äußerste Mauer, so weit das möglich ist, umgehen, sie muß einen heimlichen Zugang zum Wasser haben, finde ich diesen, so ist ein Fahrzeug bald gewonnen, die Nacht deckt unsere Ueberfahrt, und bringt uns zu einem sichern Schlupfwinkel, welcher zu meinen Zeiten gar wohl zu Uebung allerley heimlicher Ränke, die dem Schloßherrn nicht bekannt werden durften, genützt wurde.

Ich befand mich damals in einer Lage, wo ich keinen Vorschlag unbeachtet lassen durfte. Cunos Rath wurde gehört, wurde ausgeführt, und ehe der Mond aufging, befanden wir uns genseit des Stroms, vor einer kleinen verfallenen Pforte, welche Cuno, ehemals Regensbergs Reisiger, alter Kunstgriffe eingedenk, noch zu öffnen wußte, und welche uns hinab in einen der Schloßkeller führte, aus welchem er allein herauf stieg, Kundschaft einzuziehen, und neue Plane zu entwerfen.

Die Botschaften, welche er zu mir hinab brachte, die Verhaltungsbefehle, mit welchen er wieder hinauf geschickt wurde, und das ganze All, welches uns verschiedene Tage und Nächte beschäftigte, Euch dieses umständlich mitzutheilen, würde Eure Geduld ermüden. Das Resultat von allem war: Adelheit erhielt Nachricht, daß von Feuchtwangen zu ihrer Hülfe in der Nähe wär, sie trug kein Bedenken, in die Entwürfe, welche zu ihrer Rettung gemacht wurden, zu willigen, kein Bedenken, sich mir zu vertrauen. Sie betrog ihre Hüter, und in der dritten Nacht war ich glücklich genug, sie auf eben dem Wege davon zu bringen, auf welchen ich herein gekommen war.

Trunken von Entzücken, derjenigen, welche ich anbetete, einen wesentlichen Dienst gethan zu haben, trunken von Entzücken, einen Dank aus ihrem schönen Munde und das Geständniß einiger Verbindlichkeit zu erhalten, bekümmerte ich mich um nichts weiter, fragte ich nach nichts, und erhielt erst, nachdem wir eine gute Strecke Wegs zurückgelegt hatten, die Nachricht, welche mir Cuno auf ihren Befehl hatte verschweigen müssen, daß, während ich innerhalb der Burg in meiner Dunkelheit bemüht war, die schöne Gefangene durch List zu retten, Graf Friedrich von außen einige nicht unglückli-

che Versuche gemacht habe, das nehmliche durch ritterliche Gewalt zu bewürken.

Adelheit wollte lieber mir als ihm ihre Freyheit zu danken haben; ein schmeichelhafter Vorzug, der mich aber nur halb gefreut haben würde, wenn man mich nicht versichert hätte, ich habe durch ihre heimliche Entführung nichts gethan, als einen nur sehr zweifelhaften Sieg meines Freundes durchkreuzt. Man überzeugte mich, daß bey allem guten Anschein es fast unmöglich sey, die Veste Uzenberg durch Gewalt zu gewinnen, auch gab mir die junge Gräfin Erlaubniß, Friedrichen sogleich durch Post von ihrer heimlichen Rettung, von fernern vergeblichen Bemühungen abzuhalten.

Gern hätte ich diese Botschaft selbst übernommen, aber war mirs wohl möglich, die, welche ich anbetete, meine kaum gerettete Adelheit, der Hut der Knechte, und Gott weis, welchem Geschick einsam zu überlassen?

Cuno übernahm den Ritt, und kam, ehe ich es meynte, zurück, aber er kam nicht allein, kam in Begleitung meines Bruders Herman, kam mit Nachrichten zurück, welche die erste Ahndung von einem Unglück in mir erregten, das nun einmal von einem unerbittlichen Schicksal in die Reihe der Dinge mit eingeflochten, von mir

durch keine kluge Vorkehrung, durch keine eilige Ausführung gewagter Entschlüsse abzuwenden war.

Herman war bleich und außer Athem, Cuno hatte ihn hinter sich auf dem Pferde mit übergebracht; diese Reise zusammengenommen mit den Vorfällen, welche dieselbe veranlaßten, waren für das zarte Alter des Knaben zu angreifend gewesen, er ward ohnmächtig, als er herabgehoben wurde.

Sein erstes Wort, als er sich erholte, war der Name seines theuren Herrn, Graf Friedrichs, seine ersten zusammenhängenden Reden, Aeußerungen einer Angst, deren Ursach ich zu spät in ihrem vollen Umfang erfuhr, als daß ich sie Euch in der Ordnung mittheilen könnte, wie ich sie nach und nach aus seinen stammelnden Worten zusammenräumte.

Seit auf Adelheits Verschmähung wieder das alte Mißverständniß zwischen dem alten Grafen von Toggenburg und seinem Sohn Diethelm Platz genommen hatte, welches Friedrichs Vermittelung ohnedem bis dahin kaum zur Hälfte hatte aufheben können, seit die öffentlichen hofmäßigen Besuche zwischen beyden Theilen völlig aufgehört hatten, waren der Bemühungen unzählig gewesen, Friedrichen zu einer heimlichen Reise nach Rengerswyl zu bewegen. Friedrich haßte seinen Bruder nicht, er sahe keine Ursach,

ihn zu meiden, als die Ehrfurcht gegen seinen Vater, welcher schlechterdings alle Gemeinschaft zwischen dem gehorsamen und ungehorsamen Sohn aufgehoben sehen wollte; aber eben diese Ursach, seinen Bruder nicht zu sehen, eben diese Ehrfurcht gegen den Willen seines Vaters, war stark genug, Friedrichen von allem zurück zu halten, wär es auch der herrschende Wunsch seines Herzens gewesen.

Die Bemühungen Graf Diethelms und der Gräfin Gertrud waren also vergebens. Herman, welchen seine Geschäfte von Friedrichen unzertrennlich machten, er, der aus Liebe und aus Pflicht fast weder Tag noch Nacht von seiner Seite kam, war oft Zeuge seiner Kämpfe und seiner Thränen, daß das Mißverständniß zwischen einem geliebten Vater und einem Bruder, welchen ihm sein gutes Herz zu hassen verbot, endlich unheilbar geworden war, und daß ihm in aller Absicht die Hände gebunden blieben, zur Heilung des unglücklichen Bruches auch nur das kleinste beyzutragen.

Herman war ein Kind, er kannte die heiligen Pflichten der Verschwiegenheit noch nicht ganz, er enthielt sich zwar von dem, was in dem Kabinet seines Herrn vorging, gegen Verdächtige freventlich zu sprechen, selbst ich erfuhr nur wenig davon, aber Einer war doch, welchen

eine gewisse Sympathie ihm so theuer gemacht hatte, daß er ihm nichts verschweigen konnte; es war der Einsiedler im Walde, eben jener tapfere Arnold, welcher das Ungeheuer zu Oedweiler erlegte, und von dessen Geschichte ich Euch bey Erwähnung dieser Dinge, bereits das Nöthige berichtet habe.

Er war vielleicht der einige, gegen welchen sich die Gesetze des Stillschweigens brechen ließen, welche Herman als Diener seines Herrn auf sich hatte, und er brach sie ohne Bedenken. Er redete mit ihm nach Knabenart von allem was auf dem Schlosse vorging, und der weise Winkelried, dem im Grunde an dem Geschwätz seines kleinen Freundes wenig gelegen seyn konnte, machte dasselbe zum Mittel, das Herz und den Verstand des Kindes, das er liebte, auszubilden, und es bey allen Gelegenheiten richtig denken, richtig fühlen zu lehren.

Bey dem, was Arnold dem jungen Pagen über den heimlichen Kummer seines Herrn sagte, waren seine Bemerkungen nicht so einseitig. Er erklärte, so oft Herman mit ihm über diese Dinge sprach: Das volle Recht sey auf der Seite des alten Grafen von Toggenburg, er habe Ursach seinen bessern Sohn von dem Hause seines Bruders zurück zu halten, er kenne Diethelm

besser

besser als der gutmüthige Friedrich, die Namen, Kain und Abel, welche er ihnen oft zu geben pflege, seyen deutungsvoll, denn immer habe der erste Mörder heißer nach dem Blute seines vorgezogenen Bruders gedürstet, als man zu Rengerswyl nach Gelegenheit dürste, sich in der Person des unschuldigen Friedrichs eines gehaßten Nebenbuhlers abzuthun.

Herman hatte es auf Arnolds Veranlassung einigemal gewagt, in kindischer Einfalt etwas von diesen Dingen zu äußern, aber er war von dem jungen Grafen allemal so ernst zu recht gewiesen worden, daß er schweigen mußte; was hätte die Wahrheit aus dem Munde eines zehnjährigen Knaben für Eindruck machen sollen? Entweder Verdacht von verhaßter Ueberklugheit, oder der noch schlimmere, er sey das Sprachorgan eines andern, mußte auf ihn fallen, und dieser Weg, Friedrichen zu warnen, war auf immer verschlossen.

Auch waren der Veranlassungen, die Warnungen nöthig machten, jetzt nicht so gar viel. Seit der junge Graf einst seinen treuen Pagen, welchem er über seine Jahre viel traute, mit Briefen nach Rengerswyl geschickt hatte, welche so beschaffen waren, daß sie der alte Graf mit entzückter Bewunderung gelesen haben würde, un-

geachtet sie heimlich geschickt wurden, seit dem ließen Diethelms und Gertrudens Bemühungen nach, Friedrichen in ihre Mauern zu locken; die treuherzigen Ermahnungen, die er ihnen schriftlich übersandte, die Beweise von großmüthiger, uneigennütziger Liebe, die er mit denselben verband, hatten diese bösen Herzen noch mehr erbittert, als sie es zuvor waren, aber sie waren entschlossen, die Ausführung schwarzer Anschläge in der Zukunft mehr dem Zufall zu überlassen, und sich dadurch, wenn sie einmal glückten, alles Verdachtes noch mehr zu befreyen.

Mit Adelheits Entführung schien ein günstiger Augenblick für die Hasser Friedrichs, welche jetzt durch seine Vermählung mit der jungen Montfort noch mehr gegen ihn und seinen Vater aufgebracht waren, eingetreten zu seyn. Wer Friedrichen kannte, konnte urtheilen, wie er bey der Nachricht von der Gedrängniß seiner Freundin Adelheit handeln würde, Diethelm und Gertrud erriethen es besser, als irgend jemand; die Entwürfe, welche sie auf diese Kenntniß gründeten, versprachen sichern Erfolg der Bosheit, aber fehlt es der Vorsicht wohl je an Mitteln, den Nebel, der den Abgrund verhüllt, zu zerstreuen? — Läßt sie wohl einen ihrer Lieblinge ganz ungewarnt verderben? Frey bleibt der Gewarnte freylich allemal, die Warnung in den Wind zu

schlagen, und leider, leider war dieses bey Graf Friedrichen der Fall.

Den festlichen Tag von Friedrichs Vermählung mit der Gräfin von Montfort, welchen Toggenburgs Haus mit Jauchzen feyerte, konnte einer von Friedrichs treusten Dienern, konnte der Knabe Herman nicht mit begehen. Seit einiger Zeit hing ihm eine schleichende Unpäßlichkeit an, die von ihm theils vernachläßigt wurde, die aber eben an jenem festlichen Tage dergestalt überhand genommen hatte, daß er um Erlaubniß bat, nicht bey der Feyerlichkeit gegenwärtig zu seyn, sondern diese Stunden zu einem einsamen Besuch bey seinem Freunde, dem Eremiten, wohin man ihn oft zu gehen verstattete, nützen zu dürfen. Ich hoffe, sagte er, als er am Morgen von mir Abschied nahm, Arnold wird ein Mittel für mein Uebel wissen, er kennt die Kräuter des Gebürgs und ihre Kräfte, sollte denn nicht eins unter denselben seyn, mir die Mattigkeit zu benehmen, welche mich als Knaben zum alten Manne macht?

Der Weg zu Arnolds Waldwohnung war nicht weit, Herman bestand darauf, ihn zu Fuße zu machen, und er ward ihm noch zur Hälfte abgekürzt, indem der, welchen er besuchen wollte, ihm halben Weges entgegen kam.

Gut, daß Ihr kommt, Junker Herman! rief er dem Knaben entgegen, als er ihn von weiten gewahr ward. Ich erwartete Euch heute nicht, und war im Begriff, mir selbst einen Weg auf das Schloß zu machen, ob ich mit Euch oder Eurem Bruder sprechen könnte.

Ach, erwiederte Herman, indem er schwächlich auf einen Stein sank, mich treibt heute Krankheit in Eure Wohnung!

Und mich Dinge von der äußersten Wichtigkeit auf Graf Toggenburgs Veste, erwiederte Winkelried. Das Leben Graf Friedrichs ist in Gefahr! Noch vor Mittag wird er eine Botschaft erhalten, welche ihn aus den Armen seiner Eltern und seiner Gemahlin locken, und dem Verderben entgegen führen kann. Adelheit ist geraubt; er wird nicht ermangeln, ihr zu Hülfe zu eilen! Der nächste Weg führt durch diesen Wald; wählt er ihn, so fällt er Meuchelmördern in die Hände, deren Anschlag ich vor einer Stunde im Busche belauschte. Wählt er ihn nicht, und entgeht also ihren Fallstricken, so hüte er sich vor Graf Diethelms Burg; man wird Mittel finden, ihn nach Rengerswyl zu locken, und ist er dieses Weges einmal gezogen, so kehrt er ihn nie zurück.

Hermans Mattigkeit floh bey Anhörung dieser Dinge, die Natur strengte alle ihre Kräf-

te an, ihn zu Ausführung dessen stark zu machen, was ihm Arnold auftrug, doch wenig Schritte, so unterlag er dem Versuch. Die Krankheit, welche in seinem Innern keimte, ward vielleicht durch Angst und Schrecken über das, was er vernahm, gezeitiget, er sank ohnmächtig zu Arnolds Füssen nieder, der es über sich genommen hatte, sein Begleiter auf dem Rückwege nach Graf Toggenburgs Schlosse zu seyn.

Welch ein Zufall! Was sollte der hülfreiche Einsiedler thun? Die nöthige Zeit der Warnung versäumen? seinen Liebling hülflos im Walde zurücklassen? — Die stärkere Liebe zu seinem kleinen Freunde behielt die Oberhand; über den Bemühungen, die er zu seiner Erquickung anwandte, vergingen mehrere Stunden. Die Post von Adelheits Entführung hatte indessen bereits das Schloß erreicht; ich hatte zu ihrer Rettung schon dasselbe verlassen, und Graf Friedrich, der mit Hülfe seiner unglücklichen verblendeten Gemahlin, die ihn, um einer Freundin willen, selbst den Weg des Todes leitete, endlich die Einwendungen seiner Eltern wider diesen Zug besiegt hatte, kam schon mit seinen Reisigen von fern heran, den Unglückswald zu durchziehen, in welchen Gefahren lauschten, die ihm unbekannt waren.

Arnold, welcher voraus sahe, daß er hier nahe beym Eingang des Waldes noch vielleicht

Gelegenheit haben würde, den Grafen vor der gefahrvollen Stelle zu warnen, hatte mit Willen seinen Kranken nicht von dem Orte hinweggebracht, wo er gefallen war. Durch seine Hülfsleistungen war Herman jetzt in so weit hergestellt, daß er auf Graf Friedrichs Anblick ihm mit Arnold vereint entgegen eilen, und ihm alles das sagen konnte, was beyden die Besorgniß um ein Leben, das jedem Tugendhaften theuer seyn mußte, eingeben konnte.

Es fehlte viel, daß die Warnung den Eingang bey dem kühnen Friedrich fand, welchen man gehofft hatte. Sich von den bedenklichen Winkeln des Waldes, die man ihm bezeichnete, zurückhalten zu lassen, dazu trug endlich noch die wenige Zahl seiner Begleiter, und das Gerücht von Räubern, das diese Gegenden verschrieen machte, etwas bey; er entschloß sich, umzulenken, und den Weg zu ziehen, wo er den größern Theil seiner Gewaffneten hatte vorausziehen lassen; aber daß Gefahren, die ihm hier drohen konnten, ihm von einem Bruder bereitet würden, daß von dieser Seite, wenn er auch dieser Schlinge entging, noch fürchterlichere Dinge zu besorgen wären, das dünkte seinem guten Herzen unmöglich. Er lachte, dankte Arnolden, dankte Hermannen für ihre gute Meynung, und

versicherte sie, daß er am besten wisse, wem er zu trauen habe.

Nun, rief mein Bruder mit einem Ernst, welcher seine Jahre weit überstieg, so schwöret uns wenigstens, unter keinem Vorwand die Burg Rengerswyl zu besuchen, und wir wollen zufrieden seyn.

Friedrichs Stirn runzelte sich ein wenig über die Kühnheit seines Pagen, und über die Zudringlichkeit des Einsiedlers. Es ist unnöthig, sagte er, und ziemt mir nicht, mich eidlich zu Dingen verbindlich zu machen, die ich bereits aus andern Gründen zu meiden genöthigt bin. Lebt wohl, ich verliere bey Euch zu viel Zeit, mein Geschäft hat Eil; bey der glücklichen Rückkehr komme ich wieder bey dieser Stelle vorüber, dann will ich Euch umständlicher danken, und den jungen Feuchtwangen, den ich Eurer Vorsorge vertraue, wieder mit mir auf die Burg zurück zu nehmen.

Arnold nahm meinen Bruder mit sich in seine Wohnung und pflegte ihn, bis er genas. Es wurden zwischen beyden keine Worte über Friedrichs Hartnäckigkeit gewechselt, aber jeder hatte in der Stille seine kummervollen Gedanken darüber, und Herman faßte einen Entschluß, den er, sobald er sich zu seiner Ausführung stark genug fühlte, ins Werk richtete, ohne weitere

Rücksprache mit seinem Freunde darüber zu halten, weil er sich einiger Einrede von ihm besorgte.

Er machte sich in der Stille auf, Friedrichen zu Uzenberg aufzusuchen, und ihm durch seine Gegenwart von jedem Schritt abzuhalten, welchen er sich, nach Arnolds Warnung, für sein Leben gefährlich dachte. Die Ueberzeugung, daß Friedrichs Gehorsam gegen den Willen seines Vaters hinlänglich sey, ihn von der Nähe seines verrätherischen Bruders zurück zu halten, befriedigte ihn nicht ganz, es schwebten seiner phantasiereichen Seele wundervolle Möglichkeiten vor, wie der Gewarnte wider seinen Willen dem Verderben entgegen gerissen werden könnte, aber als er nach Uzenberg kam, zu welcher Reise er sich der Hülfe eines Bauers, den er im Walde vorfand, bediente, zeigte es sich, daß das Schicksal all der bunten Gaukeleyen nicht nöthig gehabt hatte, wie sich sie die Einbildungskraft des Knaben gedacht haben mochte, um das zu bewirken, was der höchste Gegenstand seiner Besorgnisse war; daß eine ganz gemeine List hier alles gethan habe, was Friedrichs Feinde wollten.

Die Belagerung von Uzenberg war aufgehoben. Graf Friedrich hatte, so viel erforschte Herman durch seinen Führer, zuverläßige Nachricht erhalten, die Dame, welche er zu befreyen gekommen war, sey bereits durch seinen Bruder,

durch Graf Diethelm, glücklich davon gebracht, aber dieser habe bey dem gewagten Streiche eine Wunde erhalten, welche ihm den Tod drohe, und liege jetzt zu Rengerswyl voll Sehnsucht nach der Verzeihung seines beleidigten Vaters, voll Sehnsucht nach dem Bruder, durch dessen Vermittelung er sie allein zu erlangen hoffen könne. Welche Botschaft! Welche Möglichkeit für ein Herz wie Friedrichs, dem, was dieselbe von ihm heischte, sich zu entziehen! Alle Bedenklichkeiten wurden überwogen, oder vielmehr er bedachte gar nichts. Schnell zu rascher Handlung hingerissen, fiel er in die Fallstricke, die man ihm gelegt hatte; die Schlinge ward zugezogen; er war unwiederbringlich verloren!

Cuno, mein Abgeschickter an Graf Friedrichen, traf in dem ersten Augenblick des Entsetzens über Friedrichs Reise nach Rengerswyl, auf Herman. Auf sein Verlangen brachte er ihn zu mir, und, wie ich schon erwähnt habe, es brauchte Zeit, ehe ich aus Hermans gebrochenen angstvollen Worten das erfuhr, was ich Euch hier umständlich mitgetheilt habe. Ich war erschrocken, Friedrichen in der Gewalt seines zweydeutigen Bruders zu wissen, ich glaubte, so wie mein Bruder, nur wenig von dem Vorwande, unter welchen man ihn auf Graf Diethelms Veste gelockt hatte, aber es fehlte doch viel, daß ich

über diese Dinge so außer mir hätte seyn sollen, als der Knabe, dessen fieberhafte Einbildungskraft ihm Rengerswyl wie eine Mörderhöle schilderte, und ihn Dinge ahnden machte, welche mir ungeheuer dünkten, und die doch nur gar zu sehr durch den Erfolg bestätiget wurden. —

Adelheits Gefühle waren fast so lebhaft, als die Gefühle dieses Kindes; vielleicht daß der Charakter ihres Geschlechts sie so überspannter Ideen vom Mord und Hinterlist empfänglicher machte als mich, vielleicht auch, daß sie von den gehässigen Gesinnungen Diethelms gegen seinen liebenswürdigen Bruder mehr wußte, als ich mir damals, bey aller schlechten Meynung, die ich immer von ihm gehegt hatte, nur als möglich denken konnte.

Auf ihr dringendes Bitten machte ich mich so gleich auf, mit meinen Leuten nach Rengerswyl, sie wollte mir nicht dahin folgen, sondern fand nebst meinem Bruder Herman, der zu schwach war, um die Reise weiter fortzusetzen, und dessen sie sich mit besonderer Zärtlichkeit annahm Zuflucht in einem nahe liegenden Kloster, woselbst ich ihr versprach, sie nach meiner sonderbaren Expedition wieder zu finden, und an jeden Ort zu führen, welchen sie wählen würde.

Wohl mit Recht nenne ich meine Expedition nach Rengerswyl sonderbar: den Bruder

in den Armen des Bruders unsicher halten; in der letzten Bitte eines Sterbenden Verrath oder Erdichtung zu ahnden; sich rüsten, mit List oder Gewalt einen Mann von einer gewähnten Gefahr zu retten, welcher vielleicht in den Armen brüderlicher Liebe ganz sicher ruhte, oder am Lager eines Sterbenden das göttliche Amt eines Friedensstifters verwaltete; dies hätte man wohl einen irrenden Ritterzug zu Bekämpfung fabelhafter Ungeheuer nennen können; mir selbst kam es zwar ein wenig, aber doch nicht ganz so vor; Verdacht hatte ich allemal wider Diethelm gehegt, gerade so viel, als nöthig war, meine Reise zu beschleunigen, und Klugheit und Vorsicht in meine Handlungen zu bringen.

Ach kann ich umständlich erzählen, was ich fand, und wie die schwärzesten Vermuthungen durch die Erfahrung gerechtfertigt wurden?

Es war nur zu gewiß. Diethelms tödliche Verwundung samt seiner sterbenden Sehnsucht nach Vater und Bruder war eine teuflische Erdichtung, die Unschuld in die Schlinge zu locken, und das Blut eines tugendhaften Bruders zu vergießen. Was man für Vortheil von dieser höllischen That hoffen konnte, welche den Thäter vor aller Welt vogelfrey und ehrlos machen mußte, das würde sich schwerlich errathen lassen, wenn sich nicht in der Folge gefunden hätte, daß

die Anlagen zu Friedrichs Ermordung so gemacht waren, daß der Verdacht nimmermehr auf seinen Mörder gefallen wär, daß man ihm vielmehr die Rolle seines Schützers, Vertheidigers, oder Rächers zugetheilt haben würde, wenn alles den vorgezeichneten Gang genommen hätte. Aber läßt wohl eine der menschlichen Handlungen sich mit allen ihren Folgen untrüglich berechnen? und wacht nicht über das Verbrechen ein besonderer Hüter, welcher seinen Schleyer zerreißt, und seinen verborgenen blutigen Pfad dem schauenden Auge der Welt aufdeckt, wenn es am verborgensten zu handeln wähnt?

Kain hatte seinen Bruder Abel erschlagen! In der ersten Nacht, da Friedrich unter seines Bruders Dache ruhte, ward das Mordschwerd über ihn gezuckt, er fiel unbewacht, unbeschützt, vielleicht unerweckt aus dem süssen Schlummer, in welchem er lag. Mir war indessen, Dank sey es der Vorsicht, die Entdeckung der Gräulthat nicht aufbehalten, Friedrichs Rächer waren früher angekommen als ich. Der Einsiedler, nicht zufrieden, den Unglücklichen, der mir bey meiner Ankunft zu Rengerswyl entseelt entgegen getragen wurde, gewarnt zu haben, war auch auf dem Schlosse des alten Grafen von Toggenburg gewesen, ihn auf die Gefahr seines Sohnes aufmerksam zu machen. Hier hatte er mehr

Glauben gefunden, und die väterliche Vorsorge hatte nicht gesäumt, die schleunigsten Anstalten zu Verhütung des Unglücks zu machen; aber welcher Riesenschritt holt den Gang des Schicksals ein? Ein Augenblick ist immer, da Rettung uns angeboten wird, da Rettung noch möglich ist; aber — wir schlagen die Warnung in den Wind, wir gehen fort auf unserm selbstgewählten Wege, und — die Zeit ist versäumt, wir sind unwiderbringlich verloren.

Erspart mir die Mühe, die Anwendung auf den unglücklichen Friedrich von Toggenburg zu machen, erspart mir das ganze klägliche Detail einer Geschichte, welche sich die späte Nachwelt noch wiederholen, und unglaublich finden wird.

Die Leute des alten Grafen von Toggenburg, die Friedrichen retten sollten, kamen zu spät, kamen nur zu seiner Rache noch früh genug. Diethelms Burgen gingen in Rauch und Flammen auf, unstät und flüchtig ward er, wie der erste Mörder, ich konnte und mochte kein Theil an diesen Dingen haben, mein Herz und meine strömenden Augen hingen an Friedrichs blutenden Leichnam, meine ganze Sorge ging auf seine hochbejahrten Eltern, und die Möglichkeit, ihnen den Todesstreich mit Schonung zu versetzen.

Mir ward das schwere Geschäft übertragen, dem alten Grafen die Todespost zu bringen, und die Ueberreste seines entleibten Sohns nach dem Grabe seiner Väter zu begleiten; eine schwere Pflicht, welcher ich, Friedrichs Freund, mich nicht gewachsen fühlte. Ich zog zuerst zu meinem Verwandten, dem Abt von Sankt Gallen, Rath und Hülfe bey ihm zu holen. Ich fand, was ich suchte.

Dieser Prälat, welcher eben einige andere Aebte und Bischöfe bey sich bewirthete, erklärte sich nebst ihnen die Leiche nach Toggenburg zu begleiten, und den unglücklichen Eltern meines geliebten Friedrichs, nebst der Nachricht von ihrem Verlust, auch zugleich geistlichen Trost, und weltlichen Rath zu bringen, bey welchen letztern — (man verzeihe mir diese Anmerkung) — eigener Vortheil nicht vergessen werden sollte.

Zufrieden, daß man mir den schwersten Theil meines Geschäfts von den Schultern nahm, weihte ich mich nun ganz dem gerechten Schmerz, um den besten, liebenswürdigsten aller Jünglinge. Während die Bischöfe beym alten Grafen von Toggenburg nach ihrer Weise geschäftig waren, begleitete ich Friedrichs Leichnam in die Todenhalle, weinte nebst seiner trostlosen Gemahlin auf seine Asche, und ordnete seine Exequien.

Adelheit und meinen Bruder hatte ich in dem Gewühl anderer Empfindungen ganz vergessen, erst denn dachte ich ihrer, als zu Wyl Leichen sich zu Leichen häuften, und mich an die Möglichkeit erinnerten, auch alles, was ich liebte, zu verlieren, so wie hier alles verloren war.

Das Trauergewölbe, wo Friedrichs Gebeine der feyerlichen Beerdigung harrten, umschloß nach wenig Tagen auch die Leichname der unglücklichen Eltern, die den Tod ihres Sohnes nicht überleben konnten; als der Leichenzug begann, die entseelten Körper in die Kapelle zu Toggenburg zu führen, als die ganze Gegend den drey edeln Verstorbenen laut nachweinte, als die bleiche verzweifelnde Wittwe meines Friedrich dem Tode entgegen schmachtete, und keine Hoffnung kannte, als bald die vierte zu seyn, welche den Trauerweg nach Toggenburg hinabgeführt wurde, da überfiel mich plötzlich der Gedanke an meine Lieben, ich fühlte, ich hatte noch etwas, hatte noch viel zu verlieren, da Adelheit und Herman noch lebten; die erste war durch den Fall ihres Schwagers und ihrer Schwester in einen sehr hülflosen Zustand versetzt, der zweyte hatte keinen Beschützer, keinen Verwandten als mich.

Vor meiner Abreise entzweyte ich mich noch mit dem Abte von St. Gallen; — ich zürnte

mit ihm, daß er in den Stunden des tiefsten Kummers fähig gewesen war, auf irdischen Vortheil zu denken, und mochte mit einem so niedrig gesinnten Mann, wie ich ihn in der Uebereilung nannte, nichts mehr zu thun haben. Als der alte Graf von Toggenburg, eifernd über Diethelms Unthat, erklärte; ein Meuchelmörder könne nicht Erbe seiner Güter seyn, da war der Abt von St. Gallen so eilfertig gewesen, sich mit den Vesten Toggenburg und Wyl von dem gutwilligen Greise begaben zu lassen, daß ich es ihm nicht verzeihen konnte. Ich war ungerecht, ich bedachte nicht, daß mein Verwandter nicht die nehmliche Ursach hatte, über Graf Friedrichen untröstlich zu trauren als ich, bedachte nicht, daß es ein Theil seines Ordensgelübdes war, keine Gelegenheit zu Bereicherung der Kirche ungenutzt vorbeystreichen zu lassen. Gewohnt in allen mein Herz reden zu lassen, verschwieg ich dem Abte von St. Gallen nichts von meinem Urtheil über seine Handlungen. Er antwortete mir, wie es ihm zukam, ich wußte wider das, was er zu seiner Rechtfertigung sagte, nichts einzuwenden, aber wir schieden kaltsinnig von einander, und da mir ohnedem seine Bestimmung meines Bruders für die Kirche nicht gefiel, so nahm ich mir vor, weder für meine Person seine

Hülfe

LB Coburg

Hülfe weiter zu suchen, noch Herman wieder in seine Hände zu liefern. Der Knabe, sagte ich zu mir selbst, hat Anlage zu den größten Dingen, er soll einst etwas besseres werden, als ein eigennütziger Pfaffe.

Das Gerücht von den schrecklichen Ereignissen zu Rengerswyl war früher zu Adelheit gekommen als ich. Ich fand sie voll Thränen und Plane für die Zukunft. Sie hatte ihre Schwester, die Gräfin Gertrud, die unglückliche vertriebene Märtyrerin ihrer eigenen Bosheit, indessen gesehen. Vorwürfe von der einen, Vorschläge von der andern Seite waren erfolgt. Adelheit konnte und wollte sich nicht dazu verstehen, durch Regensbergs Heyrath sich für das Wohl eines Hauses aufzuopfern, welches durch eigene Schuld gesunken war, eben so wenig hatte sie Neigung, mit einer Schwester, die sie nicht hochschätzen konnte, wenn sie sie auch bemitleidete, das Klosterleben zu theilen, welches Graf Diethelms Gemahlin für sich gewählt hatte, indessen er, der unglückliche Brudermörder, mit dem Abscheu des Volks und der Verfolgung der Edeln kämpfend, auf dem Wege war, alles zu verlieren. Daß er nachmals würklich alles verlor, bis auf ein einiges Schloß, auf welchem er einige Zeitlang hauste, ist mir bekannt, ob aber der Abt von

St. Gallen, der Besitzer seiner väterlichen Herrschaften, irgend etwas that, ihn zu unterstützen, das ist mir unbewußt; ich leugne es nicht, ich wagte hierüber einige Vorstellungen an meinen hochwürdigen Verwandten; auch der leidende Verbrecher ist für ein fühlendes Herz ein erschütternder Anblick.

Adelheit entschloß sich nach langem Hin- und Hersinnen, zur Reise nach Frankreich, wo sie Verwandte hatte und wohin ich sie begleitete. O Gott, was hätte ich darum gegeben, dem edeln Mädchen die Reise nach zweifelhaften Schutz ersparen, und ihr in der Nähe ein standsmäßiges Glück anbieten zu können. Ich weis nicht genau, wie Adelheit gegen mich gesinnt war, aber wär ich reicher gewesen, als mich das Schicksal machte, ich hätte damals vielleicht mit einigem Glück Anträge gewagt, zu welchen ich mich jetzt nicht erkühnen durfte.

Alles was ich in meiner damaligen Lage für sie thun konnte, war Begleitung nach dem Lande, wo sie Ruhe nach langen Stürmen hoffte. Herman, welcher indessen völlig genesen war, jauchzte, uns begleiten zu dürfen, er kannte seine Bestimmung zum geistlichen Stande, und war froh, derselben entrissen zu werden, da seine junge Seele für das Schwerd glühte. — Sein Freund, der Einsiedler Arnold, der uns an den

damaligen Ort unsers Aufenthalts gefolgt war, billigte die Wünsche des Knaben, und gab ihm die Hand darauf, daß er, wenn er seine Vergehungen in der Einsamkeit genug gebüßt zu haben glaubte, ihm auf den Schauplatz der Waffen, da er kämpfen würde, folgen, und das Schwerd an seiner Seite noch einmal führen wollte. — Mein Sinn, sagte er, steht mir nach einem Lande, wollte Gott die Vorsicht leitete Euch dorthin! Ihr werdet nicht immer an der Hand Eures Bruders gehen, das Schicksal trennt Euch vielleicht bald; dann werdet Ihr die Führung eines Aelteren missen und bedürfen, und o wollte das Glück, daß ich der Schutzengel wär, welcher Euch zugesellt würde!

Die Liebe des edeln Winkelried gegen meinen Bruder war gränzenlos, sie verleitete ihn oft zu Verirrungen und Ungerechtigkeiten gegen andere. Hermans erst gehobene Unpäßlichkeit war ihm nichts anders gewesen, als eine Folge zu Rengerswyl genossenen Gifts, er ließ sich diesen Wahn nicht ausreden, er haßte Friedrichs Mörder auch aus diesem Grunde mit unsterblicher Feindseligkeit, er breitete seinen Widerwillen auf alles aus, was sich zu seinem Hause zählte, und selbst Adelheit war nicht frey von seiner Abneigung. Er sah seinen Liebling ungern von ihr

geliebt, und immer an ihrer Seite. Er war wider die Reise nach Frankreich, und suchte sie auf alle Weise zu hintertreiben.

Seht nur, rief er noch zuletzt, als er sah, daß alles vergebens war, sucht nur in diesem falschen Lande, was es Euch nimmer gewähren wird. In seinem guten Könige, der sich jetzt zum Zuge wider die Sarazenen rüstet, verliert es den Juwel, der ihm den einzigen Werth giebt; bey ihm ist noch Treu und Glauben, bey dem andern nichts als täuschende Höflichkeit und leere Versprechungen.

War der Mann vielleicht ein Prophet, daß er dieses sagte? — Doch keine Anwendung seiner Weißagung! sie möchte ein Herz treffen, das ich ungern verwunden wollte!

Adelheit fand bey ihrer Ankunft in Frankreich die Personen tod, auf deren Schutz sie gebaut hatte. Sie schwamm in Thränen, und hielt sich für ganz verlassen; ich ward ihr Tröster. — Ich hatte von der Königin des Landes gehört, sie sey gut, fromm, mild und edel, sey würdig, die Gemahlin Ludwig des Heiligen zu heißen. Ihr vertraute ich meine Freundin und meinen Bruder. O Gott, eine solche Freundin! einen solchen Bruder! Ihr Werth ward

so vollkommen anerkannt, und nun nach einigen Jahren muß ich hören, daß man sie vergessen habe. — — —

Beschluß von Konrads Geschichte.

Konrad von Feuchtwangen sah, daß bey den Vorwürfen, zu welchen er immer wiederkehrte, der Königin die Thränen aus den Augen stürzten. Er wollte sie nicht ferner bekümmern, und ermannte sich, seine Geschichte folgendermaßen zu endigen.

Als ich meine liebsten Schätze solcher gestalt geborgen glaubte, rüstete ich mich zur Rückreise nach meinem Vaterlande. Gern hätte ich ein Wort voll Liebeshoffnung auf eine glücklichere Zukunft aus Adelheits Munde mit mir genommen, aber alles, was ich erhielt, war die Erklärung, daß man mich schätze, daß man die lebhaftesten Freundschaftsgefühle für mich hege, daß man mich vielleicht geliebt haben würde — wenn kein Friedrich von Toggenburg in der Welt gewesen wär. Ihm, setzte Adelheit mit unterdrückten Thränen hinzu, ihm ward, ich scheue mich jetzt nicht, es zu bekennen die Glut meiner ersten und einigen Liebe zu Theil, nach ihm ver-

mag ich keinen andern zu lieben, um ihn werden ewig meine Thränen fliesen.

Ihr hattet recht, Königin, von mir zu glauben, ich würde bey meiner Rückkunft das Kreuz der geistlichen Ritter wählen. Adelheits Entschluß hatte diesen Vorsatz in mir erregt, und ich glaubte es, daß ich in dem ersten Schmerz über ihre Erklärung ihn ohne Rückhalt äußerte, doch fehlte noch viel zu seiner Festigkeit; ein Mann sollte ihn wankend machen, von welchem ich nicht geglaubt hätte, daß ich je wieder etwas mit ihm zu thun haben würde.

Als ich wieder in die Gegenden kam, wo ich alles verloren hatte, wo mich Friedrichs Grab, seine verödete Burg, seine junge trostlose Wittwe so lebhaft an die schreckliche Vergangenheit erinnerten, wo kein Herman mir den Kummer hinweglachte und hüpfte, keine Adelheit mir ein liebliches Gedankenspiel gab, da erhielt ich Botschaft von Abt Berchtolden von St. Gallen, der meine Wiederkunft, ich weis nicht wie, erfahren haben mußte, eilig zu ihm nach Toggenburg zu kommen, weil er Dinge von Wichtigkeit mit mir zu bereden habe.

Ich war nicht in dem besten Verständnisse von diesem Manne geschieden, und ich rüstete mich mit all meiner Festigkeit, mich bey meinem Unwillen gegen ihn zu behaupten. Ihr wißt,

was ich ihm schuld gab, Mangel an Edelmuth und Gerechtigkeit, Fehler, welche ein biedres Herz ungern verzeiht; aber bey all meinem Gefühl, daß ich billig mit ihm zürne, schlich sich doch zuweilen, schlich sich besonders jetzt, da ich diese, für mich so einsame, freundlose Gegend wieder betrat, der Gedanke bey mir ein, daß ich ihm viel zu danken habe, daß er der Tröster meiner Mutter in ihren letzten Stunden gewesen sey, daß ich durch ihn in Friedrichs Bekanntschaft kam, und vor allen — daß er hier das einige Band war, das mich an die Welt fesselte.

Es ist eine traurige Lage, von allen Wesen abgerissen zu seyn, niemand mehr anzugehören! ich hätte die Welt drum gegeben, Abt Berchtholden noch hochschätzen zu können, ich begann bereits das, was ich an ihm tadelte, zu entschuldigen, und es war kein leichtes Werk, mich so, wie ich vorhin sagte, bey dem Unwillen gegen ihn zu behaupten, besonders da er jetzt den ersten Schritt that, das getrennte Einverständniß wieder anzuknüpfen. Urtheilt, ob die Art, mit welcher ich von ihm bewillkommt wurde, etwas beytragen konnte, mich bey meiner Hartnäckigkeit zu erhalten.

Er empfing mich in der Toggenburgschen Gruft wo sich die Todentruhen, welche die Gebeine des alten Grafen, seiner Gemahlin und

ihres ermordeten Sohns umschlossen, als die neusten, vor allen andern auszeichneten. Ein dünner Weyhrauchduft durchwehte das kalte Gewölbe, zahlreiche Kerzen brachen seine Dunkelheit, und das ferne Murmeln der Todengebete seine Stille.

Der Abt kam mir in der Vorhalle dieses feyerlichen Orts entgegen, er faßte liebreich meine Hand und führte mich einige Schritte vorwärts. Bey den Verstorbenen, welche hier ruhen, rief er, Herr von Feuchtwangen, was habt Ihr wider mich? —

Thränen quollen aus meinen Augen, ohne Antwort machte ich mich von seiner Hand los, an Friedrichs Grabe zu weinen und zu beten. Als ich mich wieder erhub, stand Abt Berchthold mit in einandergeschlagenen Armen, und verwunderungsvoller Miene mir gegenüber: — Und der, hub er von neuem an, welcher hier so heilige Thränen vergiessen kann, hier, wo alles Friede ist, der kann sein Herz gegen einen Mann verschliessen, welcher ihn nie beleidigte?

Mein Herz war erweicht. Es war etwas Edles in Berchtholds Verfahren gegen einen Jüngling, dessen Huld ihm weder helfen, noch sein Zorn ihm schaden konnte. Ich hatte nichts wider ihn, als was einige vielleicht überspannte Begriffe von Recht und Unrecht mir eingaben.

Er war ein Mann, dem ich Verbindlichkeiten hatte, jetzt mein einiger Freund und Verwandter. Noch einmal. Mein Herz erweichte sich gegen ihn, ich warf mich in seine Arme. Was frommt es Euch, rief ich, wenn derjenige Euer Freund ist, der nicht der Richter Eurer Handlungen seyn kann?

Ein jeder Tugendhafter, antwortete er, richtet mit Recht über die Thaten des andern; mir wird sein Beyfall nie gleichgültig seyn, am wenigsten der Beyfall eines jungen Menschen, von welchem mich keine Betrachtung losmachen kann, da er mir von einer sterbenden Mutter zu Schutz und Leitung anbefohlen ward. Konrad von Feuchtwangen, denket ihr noch der Augenblicke, da sie Eure Hand in die meinige legte? Wo ist Euer Bruder Herman, den sie mir nebst Euch empfahl? Warum mußtet Ihr mir dieses Kind, das ich liebte, entziehen?

Herman taugte nicht für die Kappe, rief ich. Ich habe ihn an den Hof des Königs von Frankreich gebracht, um dort das Schwerd führen zu lernen.

Konrad! Konrad! erwiederte der Abt nach einer langen Pause, ihr seyd mir für diesen Streich Vergütung schuldig! ich wünsche, daß Ihr Eurem Bruder wohl gerathen habt. Zwar ist er an dem Hofe des frommen Ludwigs, so

kann ichs nicht tadeln, aber wer bürgt Euch dort für alles, wofür ich gebürgt haben würde, hättet Ihr ihn unter meinen Augen gelassen? und was sind für Euch Eure Plane für die Zukunft?

Ihr werdet mit mir zufrieden seyn: Der Täuschungen der Welt müde, bin ich entschlossen das Kreuz als geistlicher Ritter zu nehmen.

Ha der dreyfachen Thorheit, die in diesem Worten liegt! Im zwanzigsten Jahr der Welt müde zu seyn; dem Himmel die Ueberreste dieses weltmüden Herzens zu opfern; und zu wähnen, ich, weil ich ein Mönch bin, würde große Freude an diesem Opfer haben!

Berchthold sah einige Empfindlichkeit in meinen Blicken über das, was er sagte, und die Art, wie er es sagte, er wollte den kaum gedämpften Unwillen nicht wieder in meinem Herzen aufkommen lassen. — Kommt, sprach er, indem er mit vertraulicher Art meinen Arm ergriff, kommt mit mir hinauf in mein Zimmer, und laßt uns weitläuftiger über Dinge sprechen, welche wohl einer ernsten Erwegung bedürfen.

Ich folgte ihm, und eine Unterredung begann, in welcher er mir fast völlig wegen seines ehemals von mir getadelten Verfahrens genug that, und mir erklärte, daß er das Mißverständniß zwischen uns blos um meinetwillen aufgehoben zu sehen gewünscht hätte, indem es ihm un-

möglich gewesen sey, mich raschen Entschlüssen, zu denen er mich geneigt wisse, ohne alle Leitung zu überlassen, Entschlüsse, von welchen der, dessen ich eben gedacht habe, ein neues Beyspiel abgebe. —

Doch, Königin, ich vergesse, daß die Zeit kostbar ist, und daß ich meinem Versprechen ein Genüge gethan habe, indem ich Euch mit dem Theil meiner Geschichte bekannt machte, der sich auf die Ursach meiner vorzüglichen Anhänglichkeit an eine Freundin und einen Bruder bezog, die nun für mich auf ewig verloren sind. Höret das Uebrige in der Kürze.

Es war natürlich, daß ich von dem Manne, der sich das Recht anmaßte, und es vielleicht auch haben mochte, meine Entschlüsse zu meistern, Anlaß zu andern forderte. Ich erhielt einen Vorschlag, den ich nimmermehr aus dem Munde des Abts von St. Gallen vermuthet hätte.

Dieser mächtige geistliche Fürst, durch Graf Toggenburgs Vergabungen noch mächtiger gemacht, hatte unter allen Widersachern, welche ihm wachsende Größe und Stolz zuzog, keinen furchtbarern, als den jungen Grafen von Habsburg, Rudolfen, den jetzt das römische Reich als seinen Beherrscher verehrt; und eben dieser war es, den mir dieser unerklärliche Mann als denje-

nigen empfohl, unter dessen Panier es gut für mich seyn würde, das Schwerd zu führen.

Habsburg, sagte Berchthold, ist mein Feind, aber er ist ein großer Mann. Noch grösser wird er wahrscheinlich in der Zukunft werden, kettet Euer Schicksal an das Seinige, und Euch wird geholfen seyn. Er hat jetzt eine wichtige Fehde mit dem Freyherrn von Regensberg, dort könnt Ihr Gelegenheit finden, mit seinem und Zürichs Span *) den Eurigen auszufechten.

Regensbergs Name ward für mich der Schlag, welcher den Funken aus dem Steine lockt. Unwille glühte auf meiner Stirn, Rache in meinem Herzen bey seiner Erwähnung. Regensberg war auf eine Art in Graf Friedrichs und Adelheits Geschichte verflochten, welche mir ihn oft nicht allein zum Unglück der einen, sondern auch zum Verderben der andern mitwürkend vorgestellt hatte. Vielleicht war ich in diesem Stück zu voreilig mit meinem Argwohn, aber

*) Span, ein altes Wort, das sonst für Ursach zum Widerwillen gebraucht ward. Der Span, welchen die Züricher wider Regensberg hatten, war, daß sie ihn zum Schirmvogt verlangten, und von ihm mit einer wahrhaftig rehabeamschen Antwort zurück gewiesen wurden. Sie wandten sich an Graf Rudolfen von Habsburg, welchem damals die erste Morgenröthe des Ruhms zu tagen begann; er fühlte sich durch ihren Antrag geehrt, und ward ihnen ganz das, was sie wünschten.

Regensbergs Stolz und Uebermuth machten ihn jedermann zum Feinde, und begünstigten manchen Verdacht, den man auf ihn warf, weil man sich freute, Ursach zu haben, wider ihn die Rüstung anzulegen.

Der Abt sah, was in meiner Seele vorging, sah meinen Entschluß, nicht blos aus Achtung für Habsburgen, nein, auch aus Widerwillen gegen Regensbergen den Weg einzuschlagen, den er mir vorzeichnete. Er freute sich der Würkung seiner Worte. Regensberg war auch ihm verhaßt, und thue ich dem heiligen Manne Unrecht, wenn ich glaube, sein ganzes hier beschriebenes Verfahren gegen mich, sey Würkung des Wunsches gewesen, einen Feind gegen Regensbergen auszurüsten, der seine, des Abts Rache an ihm üben konnte, indem er glaubte, seine eigene zu üben?

O dieser Berchthold, dieser Abt von St. Gallen war von jeher ein Mann von unergründlicher Staatsklugheit, kam man ihm bey seinen Anschlägen hier und da auf die Spur, so konnte man sicher glauben, daß noch weit mehr verborgen lag, als sich mit gemeinen Augen absehen ließ.

Diese Meynung wurde mir bey meinem Aufenthalt zu Wyl, wohin wir uns von den Gräbern der Grafen von Toggenburg erhoben, durch tausend Dinge bestättigt. Daß Liebe zu

mir oder Sorge um mich, die einige Ursach gewesen sey, warum er mir bey einem Mißverständnisse zuerst mit dargebotener Hand entgegen eilte, die einige Ursach, warum er mir eine würklich rühmliche Laufbahn vorzeichnete, von diesem Wahne kam ich sehr bald zurück. Die Erkenntniß, ich habe mich hierin geirrt, that indessen jetzt nichts mehr zur Sache, ich war entschlossen, Habsburgen wider Leutholden von Regensberg zu dienen, und blieb es, auch eilte ich, meinen Vorsatz auszuführen.

Das tägliche Wohlleben auf Abt Berchtholds Burgen mißfiel mir, und ermüdete mich; er sagte mir unablässig, daß nicht Neigung zu gefüllten Bechern, sondern Nothwendigkeit, diejenigen zu Freunden zu haben, welche das Wohlleben liebten, seine Tafel mil Gästen zu hunderten besetzte, auch glaubte ich ihm, aber gewöhnen konnte ich mich an seine Nothwendigkeiten und an seine Regeln der Staatsklugheit nicht; ich schüttelte treuherzig die Hand, die er mir treuherzig darbot, versprach ihm seine Handlungen nie voreilig zu beurtheilen, überall an den guten rechtmäßigen Grund derselben zu glauben, und eilte von den schwelgerischen Mönchen zu dem nüchternen Habsburg, den ich so, wie ich wünschte, unter den Waffen fand.

Ich bedurfte keine weitere Empfehlung bey ihm, als die Anzeigen, daß ich unter den Rittern des alten Grafen von Toggenburg zuerst den Gebrauch der Waffen gelernt habe, und Graf Friedrichs Knappe gewesen sey, er nahm mich auf unter sein ritterliches Gefolge, und Gelegenheit, das zu zeigen, was ich leisten konnte, fand sich bald.

Die Züricher erfuhren den Nachdruck von Rudolfs schützenden Schwerde wider Regensbergen und den Bischof von Basel. Ueberall war ich an der Seite des Helden, den ich liebgewann. An eben dem Tage, da Jakob Müller ihn durch eine tapfere That das Leben rettete, kann ich mich rühmen, das nehmliche geleistet zu haben.

Ich ward Rudolfen theuer, er brauchte mich zu Ausrichtung seiner liebsten Geschäfte. Nicht immer siegte man wider unsern mächtigen Feind mit dem Schwerd in der Faust, wider etliche seiner unüberwindlichen Burgen mußte List das Beste thun. Baldern war bereits auf diese Art in unsern Händen. Uzenberg, das Schloß, von welchem ich einst meine Freundin Adelheit heimlich davon brachte, gewannen wir, vermittelst des verborgenen Zugangs nach dem Wasser, der mir bekannt war.

Regensbergs Stolz und Liebe zu übermüthiger Pracht, legte ihm die dritte Falle. Mit

zwölf Rittern in blanker Rüstung auf weissen Rossen, mit zwölf ähnlich gewappneten Knechten, welche die Jagdhunde des großen Freyherrn am Strick führten, ritt er täglich auf der Uetliburg aus und ein, die Jagdlust im Thal zu genissen. Er selbst war an der Spitze des Zugs in ganz güldner Rüstung, auf einem schwarzen Hengste, der an Größe und Stärke in ganz Helvetien seines gleichen nicht hatte. Der Zwerg, der vor ihm herritt, der Burg die Ankunft ihres Herrn kund zu thun, trometete allemal auf eine Weise, welche uns, die wir in der Nähe verborgen lagen, gar bald bekannt ward.

Es waren unserer acht junge Ritter von Habsburgen in diese Gegend auf Kundschaft ausgesandt. Nach einiger Rücksprache mit unserm großen Anführer kam der Anschlag zu einer That zu Stande, welche gar bald ausgeführt war. Wir nahmen unsere wenigen Reisigen zusammen, und zogen sechzehn Mann stark wider Regensbergs vier und zwanzig, welche, während er Abentheuern, die mir unbekannt sind, im Walde nachging, den Eingang bewachten.

Wir erbeuteten all seine Rosse nebst dem ganzen Jagdzeug, und während der Zwerg, der uns entwischte, seinem Herrn die Botschaft von seinem Verlust brachte, zogen wir schon seinen gewöhn-

gewöhnlichen Pfad nach der Uetliburg hinauf, trometeten sie an nach seiner Weise, wurden in der Dämmerung, welche unsere minder glänzende Rüstung unkenntlich machte, um der weissen Rosse und Hunde willen, für das Jagdgefolge des Schloßherrn gehalten, und eingelassen. Hinter uns war der tapfere Habsburg, unserm Sieg den Nachdruck zu geben. Die Uetliburg war unser, und ihr Verlust war das Signal zu Regensbergs völligem Untergange, der sich gar bald auf Bedingungen ergeben mußte.

Sieg und Ehre folgten Habsburgs Schritten, wo er hinzog, er war zu edel, sich derselben zu überheben, er wollte durch löbliches Nachgeben noch größer werden, als durch das Schwerd. Schon mehrere Jahre hatte ich unter seiner Fahne gefochten, ohne genöthigt gewesen zu seyn, die Waffen wider Rudolfs Feind, meinen Verwandten, zu führen. Jetzt zeigte sich Gelegenheit zu einer Action, wie ich sie immer gefürchtet hatte, Gelegenheit, Graf Habsburgen meinen Arm zu versagen.

Herr Graf, sagte ich, als mir eine Streiferey in Abt Berchtholds Gebiete aufgetragen ward. Ich darf das Schwerd nicht wider den Mann ziehen, dem ich das größte Glück meines Lebens danke.

Welches Glück? fragte Rudolf voll Erstaunen, mich des Abts von St. Gallen Freund zu finden.

Das Glück, antwortete ich, Euch zu kennen und nun schon so lang unter Euch gedient zu haben. Als ich einst mit ihm zu Rathe ging, welche Beschäftigung für mein Schwerd zu wählen sey, da prieß er mir Euch als einen wackern Heerführer. Er ist mein Feind, sagte er, aber Ihr könnt keinen rühmlicheren Thaten entgegen sehen, als die, zu welchen Er Euch anführt.

Und dies that Abt Berchthold zu St. Gallen? fragte Rudolf mit Erstaunen.

Ja, Herr Graf, und urtheilt nun, ob ich im Stande bin, ihm das Glück, das ich ihm danke, mit dem Schwerd zu lohnen.

Rudolf schwieg und überhob mich des Zuges, auch ließ er mich oft rufen, ihm von des Abts Thun und Wesen zu erzählen. Ihr wißt, Königin, daß ich bey weitem nicht in allem mit meinem Verwandten zufrieden war, aber von den Flecken seines Charakters, die vielleicht nur mir auffielen, hielt ich für gut, hier zu schweigen. Ich weidete mich an dem Gedanken, Friede zwischen zwey Personen zu stiften, die ich ungern als Feinde sah; den Abt, weil er mein Verwandter war, Rudolfen, weil ich ihn verehrte. Ich sagte so viel von Abt Berchtholds guter Seite,

als mir möglich war, ohne die Wahrheit zu verletzen, und brachte vielleicht dadurch einen Entschluß in der Seele des edeln Habsburgs zur Reise, den man noch in spätern Zeiten als einen seltenen Zug von Muth, Größe der Seele, guten Zutrauen in die Redlichkeit eines andern, und Liebe zum Frieden bewundern wird.

Ich stand in Habsburgs Gunst so hoch, daß ich in derselben nur einen über mir sah, es war ein Ritter von Mülinen, aus einem altadlichen helvetischen Heldengeschlecht, in welchem Ehre und Fürstengunst erblich geworden war, ich neidete ihn nicht um Rudolfs Vorliebe, und war zufrieden, oft an den Vorzügen theil zu haben, welche er genoß; Vorzüge der Gefahr und der Waffen waren es, deren wir uns an Habsburgs Seite rühmten, nicht solche, durch welche Fürsten-Lieblinge sich gemeiniglich auszeichnen.

Wir beyde waren es, welche Rudolf einst zu sich beschied, ihn auf einem einsamen Ritt zu begleiten. Ritter, sagte er zu uns, als wir bereits eine Strecke Wegs zurück gelegt hatten, ohne zu wissen wohin, ihr beyde waret immer die nächsten um mich, wo das Schwerd blinkte, seyd heute meine Gefährthen zu einem Zechgelag. Ich höre, der Abt von St. Gallen bewirthet heute hundert Edle an seinem Tisch, ich will hin und

ihm sagen lassen, sein Feind Rudolf sey vorhanden, ob wir bey den gefüllten Bechern etwa Freunde werden möchten. Ihr erbleicht, Herr von Feuchtwangen? wenn alles das wahr ist, was Ihr mir von Berchtholden sagtet, so habt Ihr für mich nicht zu sorgen. Die Aufnahme wird gut seyn, und die geschlossene Eintracht kann manch unschuldiges Menschenleben fristen. Auf den ärgsten Fall wißt Ihr, wo Ihr mich finden sollt.

Mit diesen Worten schied Rudolf von uns, wir wollten ihm nach, sein Blick verbot uns, ihm zu folgen. Die Gegend, wo wir uns befanden, ward uns jetzt kenntlich, nur ein niedriger Hügel war es, der uns des Abts stolze Burg verborgen hatte, in welcher, so wie die Dämmerung anbrach, sich hundert K. zen entzündeten, und mich eins von den schwelgerischen Gelagen ahnden liessen, von welchen ich oft Zeuge gewesen war.

Ich war außer mir! Rudolfs Entschluß, sich zu Erreichung irgend eines großen Entzwecks den Händen seines Feindes einsam anzuvertrauen, lag am Tage; ich war durch einige unvorsichtige Aeusserungen vielleicht Veranlasser dieses seltsamen Wagstückes. In Habsburgs Reden schien dieses zu liegen, aber war dies meine Absicht gewesen, als ich von meinem Verwandten Gutes

sprach? — Himmel, was hatt' ich gethan! kannt' ich Abt Berchtholden genug, um das Leben des geliebten Helden in seinen Händen sicher zu wissen? und wenn ihm zu trauen war, was hatte man sich zu seinen Zechgenossen zu versehen? Was ist trunkenen Mönchen zu viel? und war auch wohl nur einer unter ihnen fähig, das Große in Rudolfs That ganz zu schätzen?

Meine Angst wurde durch die Vorwürfe meines Gefärthen aufs höchste getrieben, sein Herz hing vielleicht an Habsburgen noch mehr als das meinige; Sorge um sein Leben erfüllte seine Seele mit dem schwärzesten Verdacht, Verdacht auch gegen meine Redlichkeit, die ich ungeahndet nicht gelassen haben würde, wär nicht meine ganze Seele so voll Kummer gewesen, als die Seinige. Wir hatten uns der Burg so sehr als möglich genähert, die Nacht brach ein, Habsburg kam noch nicht zurück. Mülinen ward mit seinen Vorwürfen, welche ihm die Liebe zu dem angebeteten Helden eingab, so ungestüm, daß meine Geduld endlich verschwand, ich vertheidigte mich heftig, und es war andem, daß unsere Schwerder hätten blos werden müssen, wenn sich nicht von der Burg her ein anderer Auftritt gezeigt hätte. Doch diesen zu erklären, erst etwas von Rudolfs Aufnahme auf der Burg!

Wer kann das Erstaunen von Abt Berchtholds Zechgenossen schildern, als der gefürchtete und gehaßte Habsburg, auf dessen Verderben eben einige Feindselige die gefüllten Becher zu leeren im Begriff waren, mitten unter sie trat, ein Mann hohes königlichen Anstandes, den Wenigsten persönlich bekannt, und eben darum von ihnen gehaßt und gelästert. Die, welche ihn kannten, und also bey dem, was man wider ihn redete gern schwiegen, waren die ersten, die sich bey seinem Anblick staunend erhuben; ihnen folgten zitternd die andern, und Habsburgs Name tönte flüsternd von Mund zu Mund. Er aber ging lächelnd durch sie hin, zu dem Manne, um dessen willen er hier erschien, und sagte Worte zu ihm, die ich Euch nicht zu wiederholen brauche, weil sie die innere Beschaffenheit von Streitigkeiten betrafen, welche außer Eurem Gesichtskreis liegen.

Kurz und voller Adel war seine Erklärung, der Abt behauptete sich in seiner Antwort bey dem Charakter, den ich ihm gegen Rudolfen gegeben hatte. Man gab sich treuherzig die Hand und nahm die ganze Versammlung zum Zeugen des geschlossenen Bundes. Habsburg aber voll edler Unbefangenheit, nahm Platz unter Berchtholds Gästen, und gewann durch Huld und Herablassung noch mehr Herzen, als er durch die

kühne That, sich den Händen eines Feindes an-zuvertrauen, gewonnen hatte.

Er sprach von den Feindseligkeiten des Bischofs von Basel, die er kürzlich erfahren hatte, und aller Herzen empörten sich gegen den, welcher Habsburgen beleidigen konnte. Er sprach von ritterlicher Rache, und alle Edeln zogen das Schwerd und schwuren, bey der Fehde wider seinen Feind an seiner Seite zu seyn. Mittlerweile war kund worden, daß zween Ritter, Rudolfs Begleiter, außer der Burg zurück geblieben wären, und Abt Berchthold fertigte eine Gesandtschaft ab, uns herauf zu holen, um an dem Triumph unsers Herrn theil zu nehmen. Einige der vornehmsten Gäste führten den Zug, die Harfner spielten vor ihnen her, und die Dienerschaft folgte mit Fackeln, man glaubte, die Begleiter eines solchen Herrn nicht genugsam ehren zu können.

Dies war der Auftritt, der unserer Feindseligkeit ein Ende machte. Wir hörten, was man uns von Rudolfen sagte, ohne es ganz begreifen zu können, aber als wir jetzt die Burg betraten, und das Getön: Lang lebe Habsburg, und verderben müsse der Bischof von Basel und seine Genossen! uns entgegenschallte, als bey unserm Eintritt in den erleuchteten Gastsaal, uns der Abt und einige der Bischöfe entgegen kamen,

uns an die Tafel zu ziehen, da ward uns die Sache klar, und wir vereinigten uns mit den andern, in Bewunderung des Helden, welcher gewohnt war, überall und auf alle Art den Sieg davon zu tragen.

Nach diesem Tage war es, als wenn Rudolfs Auge nicht mehr mit so vieler Zuneigung an mir hing als vordem. Der Abt hatte bey jenem festlichen Mahl mit freudiger Ueberraschung mich für seinen Vetter, Konrad von Feuchtwangen erkannt, hatte mich als denselben der Versammlung auf eine Art vorgestellt, welche mir mehr Antheil an Habsburgs That beymaß, als mit der Wahrheit und dem edeln Selbstgefühl des Helden bestehen konnte. Habsburgs edles Herz war nicht ganz frey von Verdacht und Argwohn, eine Kleinigkeit konnte ihn oft in ein Labyrinth von Muthmaßungen verleiten, aus welchen er sich nicht leicht wieder zu finden wußte. Ich hatte ihm nie gesagt, daß ich Bertholds Verwandter sey, dieser unbedeutende Umstand stürzte mich, er folgerte aus demselben, Gott weis welche absichtliche Verheimlichung, Gott weis welches verborgene Einverständniß mit dem Abt. Vergebens suchte mich Mülinen, der sich jetzt völlig mit mir ausgesöhnt hatte, zu vertheidigen, es ward mir unter den Fuß gegeben, mein Glück anderwärts zu suchen, nicht einmal bey

dem Zug wider die Baseler durfte ich gegenwärtig seyn, und hatte also nun zum zweiten oder dritten mal in meinem Leben die weite Welt vor mir, mein Schwerd zu üben wo ich wollte.

Ist der Mensch immer eine schwache Ranke, welche sich schlechterdings irgend an ein Geschöpf seines Gleichen anhängen muß, oder liegt diese Schwachheit nur in meinem Charakter? Habsburgs Gunst hatte ich verloren, der Abt war viel zu sehr von der Freundschaft seines grossen Lehnsmannes eingenommen, um dem, den er zurück setzte, noch viel holde Blicke zu gönnen, meine andern Lieben waren fern, selbst den Einsiedler Arnold suchte ich vergebens in seiner Waldwohnung, er hatte, so sagte man mir, einen gelobten Zug nach dem heiligen Lande angetreten. Da erwachte von neuem der Entschluß in mir, mich dem geistlichen Ritterstande zu weihen.

Meine Wahl fiel auf die Johaniter, aber ich fand in ihnen heimliche Freunde des mörderischen Grafen Diethelm, der ihnen, zu Büßung seiner Blutschuld, die letzte Burg, die er besaß, zum Ritterhause eingeräumt hatte. Ich dachte an die tapfern Tempelritter von Jerusalem, aber sie waren mir zu fern, und es fehlte mir an Mitteln, zu ihnen zu gelangen. Da machte mich mein gutes Glück mit einem Ritter des deutschen Ordens, mit Heinrich Zuckeschwerd, be-

kannt; durch ihn lernte ich die Vorzüge der edeln Gesellschaft kennen, zu welcher er sich zählte, durch ihn ward ich Einverleibter eines großen Bundes, der sich durch die ganze Welt ausbreitet, durch ihn ein Verwandter von Tausenden, die mich mit Freuden als Bruder begrüßten, und mich das Daseyn wieder lieb gewinnen lehrten, welches mir, so lange ich mich als ein verwaistes, von der ganzen Menschheit abgesondertes Wesen betrachtete, so verhaßt geworden war, daß ich es um Nichts hingegeben, oder es selbst geendet haben würde, wär Selbstmord eine That, die einem christlichen Ritter ziemte.

Von nun an begann für mich ein Leben, reich an Thaten, reich an Gefahren und Siegen, zum Besten anderer, nicht für mich. Dies war die Sphäre, die mir gefiel, und welcher mich jezt nichts, selbst Adelheits dargebotene Hand nicht entreißen sollte; ach diese Versuchung habe ich nicht zu besorgen! Adelheit ist für mich dahin! nicht einmal ihres Anblicks, nicht einmal der Versicherung ihrer daurenden Freundschaft soll ich mich freuen! es ist ausgemacht, daß der Himmel sich den ausschliessenden Besitz meines Herzens vorbehalten hat!

Die Begebenheiten, welche mir im Dienst meines Ordens den größten Theil der vergangenen Jahre zustießen, sind kriegerischer Art,

sind nicht so beschaffen, wie sie das Ohr einer Dame, einer Königin, ergötzen können. — Scenen des Schreckens voll heidnischer Gräuel und christlicher Tapferkeit, auch wohl voll irregeleiteten Glaubenseifers und Unterdrückung unglücklicher Menschen, welche keinen Fehler hatten, als daß sie frey seyn und bleiben wollten, Scenen dieser Gattung könnte ich Euch genug schildern, aber mein Auge ermüdete, sie zu sehen, was würde mir und Euch die Wiederholung für Freude geben?

Die Gunst meiner Obern, mein ziemliches Wohlverhalten, verschaffte mir verschiedene mal den Antrag solcher Würden, die ich nur darum ausschlug, weil sie mich an das Land gefesselt haben würden, in welchem ich nicht ewig zu bleiben wünschte. Mein Sinn stand von jeher nach Palästina, dort muß mir, wenn Ahndungen nicht trügen, noch irgend ein Glück blühen, und wohl mir, daß mich die Aufträge meines Ordens zu dem frommen Könige, Euren Gemahl bringen, in dessen Geleit ich zu bleiben nicht allein Freyheit, sondern sogar Befehl habe; wohl mir, daß ich bey Ludwigen den Mann treffen werde, der mir, wie Ihr sagt, von meinem verlornen Bruder Herman Nachweisung geben kann, den edeln Herrn von Joinville, den mich längst das

Gerücht verehren hies, ohne daß ich wußte, wie einst ein Theil meines Glücks in seinen Händen stehen würde.

Die Reise nach Afrika.

Konrad von Feuchtwangen endete hier seine Geschichte. Die Königin hatte auf Schilderung anderer Abentheuer gerechnet, als sie hier erhielt, sie wünschte aufgeheitert, und nicht durch schwermüthige gleichgültige Bilder von Dingen, die sie wenig interessirten, noch mißmüthiger gemacht zu werden. Daß der Ritter seine Geschichte am Ende abkürzte, dankte sie ihm vielleicht so sehr als meine Leser.

Die dadurch gewonnene Zeit ward angewendet, ihm tausend Aufträge an den geliebten Gemahl mit zu geben, welcher aus Eifer zu seinen heiligen irrenden Ritterzug, den Armen der Liebe zu zeitig entflohen war, und den Pflichten der Freundschaft Stunden entrissen hatte, die er ihr noch ohne Nachtheil für seine Plane, ohne Verzögerung derselben ganz hätte schenken können.

Der deutsche Ritter reiste von Vincennes ab, und kam zu Aiguemortes an, er hatte gute Weile, alle Aufträge seines Ordens, alle Auf-

träge der Königin auszurichten, denn Monate vergingen, ehe man in See gehen, Monate, ehe man ganz einig werden konnte, wohin sich eigentlich der Zug der heiligen Abentheurer wenden sollte.

Die Königin hatte Konraden bereits die Begierde, den König von Tunis zu taufen, als den Hauptantrieb zu der größten Reise bekannt gemacht, Konrad hatte davon geglaubt was er wollte, hatte dieses Vorgeben für nichts gehalten als einen der mystischen Nebel, in welche große Herrn so gern ihre Anschläge hüllen. Seine Ueberzeugung, Ludwigs Farth könne nirgend hingehen, als zu Eroberung Jerusalems, nach dem Lande, wohin er sich sehnte, leuchtete noch aus den letzten Worten seiner Erzählung hervor, und man urtheile also von seinem Unwillen, von seiner Ungeduld, als er fand, daß man noch schlechterdings gar nicht einig war, wohin man wollte, und daß allenfalls für Tunis noch mehr Wahrscheinlichkeit sey, als für Jerusalem.

Seinen Unmuth aufs höchste zu treiben, fand er auch lang keine Gelegenheit, seine persönlichen Angelegenheiten zu berichtigen. Den Herrn von Joinville fand er nicht bey dem Könige, er traf ihn erst zu Cagliari; aber ihn fest zu halten, ihn, den Mann von immer reger Thätigkeit, ihn, den die Liebe für seinen König

und die Sorge um ihn, bey den mannigfaltigen Bedenklichkeiten der gegenwärtigen Lage immer mit tausend wichtigen und unwichtigen Dingen beschäftigte, dies gelang Konraden erst unter den Ruinen von Karthago, doch, bis wir dahin kommen, wird es nöthig seyn, dem Leser, welchem Ludwigs Hof vielleicht noch unbekannter ist, als uns, einige vorläufige Kenntniß von einigen Hauptpersonen desselben zu geben, damit die Züge einiger künftigen Begebenheiten, in welchen sie ihre Rolle spielen werden, desto eher einiges Interesse für ihn haben mögen.

Sollen wir von ihm, von Ludwig dem Heiligen anfangen, oder ist dieser verehrens- und bedaurenswürdige Fürst dem Leser schon genugsam bekannt, um diese Schilderung unnöthig zu machen? Patriachalische Frömmigkeit nebst ächtem Heldenmuth vereinigte sich in seinem Charakter, mit mittelmäßigem Verstand, und einen Grad von Schwärmerey, der diesen zweifelhaften Führer oft ganz verblendete. Man rechne so viel man will, auf den Charakter seines Zeitalters, die heiligen Abentheuer, auf welche dieser gute König nun schon zum zweytenmal auszog, zeigen doch immer, daß sein Herz besser war, als sein Geist, und die schlechten Mittel, welche er meistens wählte, geringe Entzwecke zu erreichen, drücken diesem Urtheil das Siegel auf. Jerusalem

zu erobern, wär nach unserm heutigen Urtheil kein großer Gewinn gewesen, und doch würden wir ihm diesen Irrthum verzeihen, hätte er nur seinen Entzweck ernstlich verfolgt und endlich erreicht, worin ihm, — man lese seine Geschichte — meistens nur seine Verblendung hinderlich war. Auch jetzt ließ er sich durch ein Hirngespinst von dem Pfade ableiten, und während man in Palästina würklich nach seiner Hülfe schmachtete, hielt er es für glorreicher, den gefährlichen Zug nach den todathmenden Gegenden von Tunis zu nehmen, um dort einen Prinzen zu taufen, der nicht getauft seyn wollte, und ihn mit seinen lockenden Gesandtschaften zum besten hatte.

Joinville, die zweyte Person an Ludwigs Hofe, die wir für unsere Leser aus zwanzig merkwürdigen Charakteren ausheben, sahe die Fehler seines Herrn mehr als irgend Einer, ohne fähig zu seyn, durch Zureden oder beißende Satyre, welche ganz in seiner Gewalt war, das Schlimme besser zu machen. Die Zeit romantischer Thatensucht war auch für ihn gewesen, aber zwanzig Jahre hatten seinen Geist gereift, und er begleitete Ludwigen freylich mit mehr heiligem Eifer auf seinem ersten irrenden Ritterzuge in die Gebiete der Ungläubigen, als auf den zweyten. Joinville war jetzt vierzig, ein schöner hochgebil-

derer Mann, wie sein König, bieder und recht=schaffen, wie er, fromm, aber nicht allzuandäch=tig. Tapfer, und doch ein Feind unnützer Wag=nisse, die er nur dann zu billigen im Stande war, wenn sie zur Rettung seines königlichen Freundes nöthig waren, und bey den strengsten Grund=sätzen doch kein Feind der Freude.

Unter seiner Zucht herangewachsen, war der junge Montfaucon, der letzte, den wir von Ludwigs Hofe zu schildern vorgenommen haben, weil er der einige ist, der noch einigermaßen in unsere Geschichte eingreift. Wie er unter Join=villes Vormundschaft kam, davon ein andermal, jetzt nur so viel, daß es ihm auf keine Art gelang, den jungen Menschen nach seinem Sinn zu bil=den. Gut und edel ward er, wie sein großmü=thiger Erzieher, aber für seine Wünsche zu an=dächtig und zu wenig tapfer; er zog das Schwerd nur im höchsten Nothfall, und liebte mehr mit dem König, dessen Kämmerling er war, zu be=ten und Messe zu hören, als an seiner Seite zu fechten. Seine wahre Herkunft wußte niemand, selbst der Herr von Joinville nicht, seinen Na=men hielten die meisten für angenommen, und dies gab Anlaß zu dem Mißverständnisse, dessen wir nun bald gedenken werden.

Der

Der Herr von Joinville mochte spotten oder ernste Vorstellungen machen, der Zug nach Palästina wurde doch mit dem nach Afrika verwechselt, noch riethen einige auf Egypten, wo mächtige Bündnisse dem Könige von Frankreich ansehnliche Vortheile versprachen, umsonst, die große That, den König von Tunis zum Christen gemacht zu haben, überwog in Ludwigs Augen die wichtigsten Eroberungen. Seltsam genug war es, daß man sich zu einer friedlichen Taufhandlung mit gewaffneter Hand einstellte, Ludwigs gehoffter Pathe konnte das leicht in Ungutten vermerken; doch der König von Frankreich dachte, wie er versicherte, hiebey nichts, als den hohen Täufling desto mehr zu ehren, nicht den zu zwingen, den er ohnedem zur Annahme des Christenthums willig glaubte. Daß andere, welche sich nach Plünderung der Schätze von Tunis sehnten, im Stande waren, ohne seinen Willen den Weg zu Feindseligkeiten einzuleiten, das bedachte er nicht, bis die That vor Augen lag, und ihn nöthigte, wider seinen Wunsch das Schwerd zu ziehen.

Abendgespräche auf der Burg Karthago.

Gleich das erste von Ludwig zu Untersuchung des afrikanischen Hafens ausgesandte Schiff brach die Gesetze des Friedens. Feindseligkeiten zogen Feindseligkeiten nach sich, der fromme König konnte nicht mehr steuren, er fand sich zum Kriege hingerissen, da er zum Frieden gekommen war. Alle Waffen wurden angelegt, alle Schwerder entblößt, Konrad von Feuchtwangen brauchte redlich das seinige; wenn, wie und wo ist in der Geschichte eines Ritters von seiner Art unbedeutend; Wunden und Gefechte kommen, wenn sie sich nicht durch außerordentliche Vorfälle auszeichnen, bey Helden so wenig in Rechnung, als andere alltägliche Vorgänge bey gewöhnlichen Menschen.

Ludwigs Heer litt Mangel an frischen Wasser; Wassermangel in den afrikanischen Flächen voll brennenden Sandes ist eine andere Sache, als in unsern Gegenden. Der Durst brachte die schmachtenden Krieger der Verzweiflung nahe. Endlich fand man eine Quelle in einem Thal, voll alter Ruinen und merkwürdiger Denkmahle der Vorwelt, die niemand achtete. Der kleine

Bach, der zwischen Sand und Kieseln hervorrann, und schon durch sein leises Murmeln Erfrischung verbreitete, war denen, welche unter dem sengenden Sonnenstrahl dem Tode entgegenwelkten, wichtiger, als alle Ueberbleibsel alter römischen Größe, als alle Inschriften, welche sie damals wohl noch um einige Grade deutlicher und zahlreicher gefunden haben möchten, als die Alterthumsforscher, die jetzt diese Gegenden besuchen.

Die klare Silberquelle, von welcher man jetzt Besitz nehmen wollte, war indessen kein so gemeinnütziges Gut, als man an den Ufern der Seine und des Rheins denken mag; das Eigenthumsrecht auf sie, mußte mit Blut erkauft werden. Die Nymphe des Brunnens ward durch ein stattliches Schloß vertheidigt, das sich über ihr auf dem Felsen erhob, man mußte abermals das Schwerd ziehen. Ritter Konrad und Joinville fochten tapferer als je, um eins der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, sie ersiegten noch obendrein ihrem Könige den Besitz jener Burg; aber beyde waren so hart verwundet, daß sie auf der gewonnenen Veste unter den Händen der Aerzte zurück bleiben mußten, indessen ihre Brüder glorreich ins Thal hinabstiegen, dem durstenden Könige, mit dem ersten Becher frisches Was-

sers, die Freudenpost von einer nicht unbeträchtlichen Eroberung zurück zu bringen.

Es war das Schloß von Karthago, das man eingenommen hatte, da man nur gekommen war, einen kühlenden Labetrunk zu gewinnen; ein unbeträchtliches Ueberbleibsel der stolzen Stadt, welche einst mit Rom um den Vorzug rechten durfte. Joinville lächelte seinem Wundengefärthen Konrad, den er im Gefechte lieber gewonnen hatte als zuvor, traurig zu, da er den Namen der eroberten Burg vernahm. Vielleicht lag der Gedanke in seinen Zügen, daß die Eroberungen, welche jetzt das Gehirn des Königs von Frankreich erhitzten, einst für die Nachwelt auch so ein leichtes Spiel seyn würden, als ihnen der heutige Sieg gewesen war, ein Sieg, der den Helden der Vorwelt unsterbliche Lorbeeren um die Schläfe gewunden haben würde.

Ob der deutsche Ritter die Meynung seines Gefärthen verstand, ob er seinen vielsagenden Blick gar nur beachtete, weis ich nicht, denn Konrad war schwerer verwundet als der Herr von Joinville, und rang noch mit Schmerz und Mattigkeit, da dieser schon als ein Wiedergenesener an seinem Lager sitzen, und ihm durch Ernst und frohe Laune die Stunden kürzen konnte.

Herr von Feuchtwangen, sprach er einst in einer solchen Stunde freundschaftlicher Unterhal-

tung, ich erinnere mich, vor einigen Monaten, da ich Euch noch nicht genug kannte, um Euch zu schätzen, oder Euch einen Theil der mir kostbaren Zeit zu schenken, ich erinnere mich, damals von Euch mit Ungestüm um Dinge gefragt worden zu seyn, die ich weder wußte, noch sonderlich beachtete. Die Rede war von einem gewissen Herman von Feuchtwangen, den ich nie gekannt habe, von einem verlornen Kinde, von welchem ich Nachweisung geben sollte, ohne daß man mir Zeit und Ort nennte, wenn und wo es verloren und gefunden seyn sollte. Ich habe der Sache seitdem reiflicher nachgedacht, und so es Euch gefiel in den jetzigen Stunden der Muße Eure Frage zu wiederholen, so könnte ihre Beantwortung Euch, wenn auch keinen Trost, doch vielleicht Zeitvertreib auf einige Augenblicke geben.

Ach Herr von Joinville! rief der schwache Konrad, Ihr waret grausam gegen mich! Meine Unruh betraf und betrift noch jetzt einen Bruder, den ich vor zwanzig Jahren verlor, und von welchem mir die Königin von Frankreich schmeichelte, ich würde ihn durch Eure Hülfe wieder finden.

Vor zwanzig Jahren? wiederholte der Freund König Ludwigs. Ich dachte die Rede sey hier von einem unmündigen Knaben. —

Ein Knabe war Herman von Feuchtwangen damals; ich gab ihn unter den Schutz der Königin Margarethe, und der ganze Trost den ich bey der Nachfrage erhielt, war, dieses Kind sey von ihr in die Hofstatt Roberts, Grafen von Artois, gebracht worden, habe als Page den ersten Kreuzzug des Königs mit gemacht, und sey dann verschwunden, so daß man den Unglücklichen für tod oder in sarazenischer Gewalt achten müsse, wenn nicht Herr von Joinville die Sache anders erläutern könne.

Und warum ich, Ritter Konrad? ich, der mich nie um Graf Roberts Pagen sonderlich bekümmerte?

Weil Euch eben um damalige Zeit der Zufall ein verlassenes Kind in die Hände gespielt habe, dessen Versorger Ihr mit christlicher Milde geworden wäret, und um welches Ihr, jetzt da es nun durch Jahre zum Manne gemacht worden seyn mag, wohl noch einige Wissenschaft haben möchtet.

Ritter Konrad, antwortete der Seneschall nach einem kurzen Nachdenken. Die Königin, Frau Margarethe, hat es mit Euch gemacht, wie große Frauen, auch die besten, es immer zu machen pflegen. Eigene Vergessenheit hat sie dadurch zu beschönigen gesucht, daß sie Euch mit Eurem Gesuch an einen andern gewiesen hat.

Von rechtswegen hätte Sie von diesem Herman, der Ihr befohlen ward, die beste Red und Antwort geben, oder hatte sie Verdacht, daß ich um ihn wüßte, mich selbst schon längst um ihn befragen sollen, aber ich versichere Euch, dies hat die gute Königin, ungeachtet ich ihr Angesicht täglich sahe, nie gethan. Sie schickt Euch zu mir; nun wohlan, was ich kann, das will ich thun; allerdings schwebt mir in diesem Augenblicke die Möglichkeit vor, daß ich Euch vielleicht einige Befriedigung werde geben können.

Höret hier ein Bruchstück von meinen Abentheuern in den Ländern der Ungläubigen, und nehmt Euch aus denselben, was Ihr für Euren Zustand dienlich haltet.

König Ludwigs Siege hatten vor zwanzig Jahren so schlechten Fortgang, als ich besorge, daß sie immer haben werden, wenn er sie ausserhalb seinem Reiche ausbreiten, und die Gebiete der Muselmanen beunruhigen will. Wir siegten damals, wir gewannen einige nicht unbeträchtliche Plätze; aber zur Hauptsache that dies wenig, und immer ward uns das Eroberte durch Zufall, Saumseligkeit oder Verblendung wieder entrissen. Es wär von diesen Dingen gar viel zu sagen; ich denke sie noch einst in ein eigenes Buch zu verfassen, und der Nachwelt zu hinterlassen.

Wir waren auf einer Flucht begriffen, welche, weil sie durch mancherley Fehler von unserer Seite veranlaßt wurde, eben nicht unter die rühmlichsten zu rechnen ist. Graf Robert war tod, der Graf von Poitiers, der andre Bruder des Königs, gefangen. Der Feind war uns im Nacken, Ludwig, weniger um das Wohl der Christenheit, die in seiner Person gelitten haben würde, nahm mit möglichster Vorsicht den Rückzug nach Damiette; ihm folgte, was nur noch halb gesund und fähig war, ein Schwerd zu führen. Wir Schwachen und Kranken, deren jene heissen Gegenden viel machen, wie wir auch hier bald erfahren werden, mußten uns in die Fahrzeuge flüchten, welche in einer Bucht des Stroms verborgen lagen.

Gott weis, mit welcher Unruh ich mich von meinem Könige trennte; sie war Vorbedeutung des schrecklichsten Vorfalls, dessen ich mich in meinem verhängnißvollen Lebenslauf zu erinnern weis. — Eine quaalvolle Nacht hatte ich in Angst und Fieberhitze durchträumt; immer hatte ich Ludwigen gefangen oder tod vor Augen gesehen, als ein fürchterliches Geräusch mich ein wenig aus meinem schweren Schlummer erweckte.

Was heißt Erwachen bey einem Kranken, wie ich damals war? Uebergang aus einem Traum in den andern. Es war über Nacht

schlimmer mit mir geworden; die Kälte des Wassers, die Unbequemlichkeit des Nachens, der Mangel an Wartung hatten mich manchen Schritt näher zum Grabe gebracht. Ich hatte von meinen Leuten niemand bey mir behalten, als einen, der nur wenig Grade stärker war als ich; alles was gesund und stark war, mußte dem Könige folgen.

Mein kranker Wärter, der das, was meine stumpfen Sinnen dunkel vernahmen, deutlicher sahe, wählte wohl das rechte Mittel, mich aus meiner todenähnlichen Unempfindlichkeit zu wecken; er rief mir in die Ohren: Ludwig sey gefangen, und wir in der Gewalt der Feinde! Mit einer unnennbaren Empfindung fuhr ich auf; den ersten Theil der Nachricht fühlte mein Herz, den andern sahen meine Augen, die ich jetzt weit öffnete, und rund um mich den Strom mit feindlichen Fahrzeugen bedeckt, um und neben mir die Luft mit Pfeilen und Klumpen griechischen Feuers erfüllt sah. Ein Tropfen des tödlichen Regens, der auf meinen Diener fiel, stürzte ihn tod an meiner Seite nieder. Daß der nächste Schlag mich treffen möchte, war mein Wunsch, indem ich zu neuer Bewußtloßigkeit auf mein elendes Lager zurück sank. —

Hier gilt es Verlust der Freyheit oder Tod! donnerte mir nach einer Weile eine andre Stim-

me in die Ohren. Herr von Joinville was wählet Ihr? Wir sind im Begriff, den Tod in den Wellen zu suchen, und so vereint ins Paradies zu fahren, wollt Ihr unser Gefärthe seyn?

Ich konnte nicht antworten, sondern deutete mit der Hand auf eine kleine Kapsel mit einigen heiligen Reliquien, die eine Spanne weit von mir lagen, ohne daß meine Hand sie erlangen konnte. Man reichte sie mir, ich küßte sie mit mehrerer Inbrunst, als ich vielleicht in meinem Leben gethan hatte, und gab dann ein Zeichen, sie ins Wasser zu werfen. Das Behältniß umschloß noch verschiedene andere Sachen, welche mir zu theuer waren, als daß ich den Gedanken hätte dulden können, sie in den Händen der Ungläubigen zu sehen.

Der Mann, der mich zur Reise nach dem Paradies einlud, verstand das, was ich that, als Einwilligung in seinen Entschluß, bey welchem nur zwey oder drey lebensmüde Helden eingestimmt hatten; die andern zogen die Gefangenschaft dem Tode vor. Ich war allein mit denen, welche mich zum Sterbensgenossen erwählt hatten. Sie kehrten, ohne weitere Rücksprache mit mir, den Kahn so, daß er das Uebergewicht nach dem Strom erhielt, er schwankte und sank. Ich fühlte die Kälte des Wassers, ich dachte zu sterben; aber auf einmal wars, als trugen mich

hülfreiche Arme empor, die Kälte wich, und es schlang sich um meinen erstarrten Leib wie sanfte wärmende Gewänder. Was weiter mit mir vorging, weis ich nicht. Als ich mich erholte, Gott weis, nach wie vielen Stunden dieses geschah, sahe ich mich in einem der feindlichen Schiffe, rund umher Geräusch und Unordnung, um und neben mir nichts als wilde Gesichter der Ungläubigen.

Ein Mann, der mir der nächste war, zeichnete sich vor andern aus, er trug die Kleidung eines gemeinen Sarazenen, aber Mitleid und Milde, die aus seinen Augen sprachen, machten ihn zu einem Halbgott unter wüthenden Ungeheuern. Meine matten Augen hingen, so oft sie sich ein wenig öffneten, an ihm mit Liebe und Dankbarkeit; es war, als wüßte ich bereits, was ich ihm zu danken habe, mein Leben. Daß er es war, der mir es erhielt, erfuhr ich erst spät, erfuhr ich nicht aus seinem Munde. Als ich aus dem umgestürzten Nachen in den Strom gleitete, und von den Wellen hinab getragen wurde, da zog ein günstiges Geschick seine Augen auf mich, und erfüllte sein Herz, ich weis nicht, mit welchem wohlwollenden Erbarmen gegen meine Hülflosigkeit. Er warf sich in den Strom und schwamm mir nach, bis er mich erreichte. Drauf nahm er mich auf die

Schultern und trug mich an den Bord eines sarazenischen Schiffs. Ich traue es seiner uneigennützigen Vorliebe und seiner Kenntniß von der Grausamkeit seiner Gefärthen zu, daß er mich gern noch besser geborgen hätte.

Er trug mich dem Tod in den Rachen, dreymal berührte das Mordmesser bereits meine Kehle, um aus meinem Kopfe ein elendes Geld zu lösen, das auf das Haupt jedes Christen gesetzt war, und dreymal rettete mich mein Schutzengel mit dem Vorgeben, ich sey ihm bekannt, sey ein Vetter des Königs, der sich mit großem Gelde lößen werde.

Diesen klüglich erdachten Fund flüsterte er mir zu, so bald er mit mir allein war, und mich fähig glaubte, seine Worte zu verstehen. Herr, sagte er leise, bleibt bey dem, was ich zu Eurem Besten ersann; Ihr seyd des Frankenkönigs Bruder oder Oheim; je näher ihm verwandt, je besser! Dies erhält Euch das Leben, und mir die Erlaubniß, Euch zu bewachen.

Wer bist du, fragte ich, indem ich ihm meine Hand dankend reichte, und was bewegt dich, um mich zu sorgen?

Ey nun, sagte er lachend, Ihr seyd ein Mensch, wie ich, dies ist mir genug! Wollte Gott, ich hätte all Eure Gefärthen mit Euch

retten können! Bleibt Ihr nur bey dem, was ich sage, und kümmert Euch um nichts.

Am Abend brachte er mir einige Labung und etwas Arzeney, die ich ohne Bedenken von seinen Händen nahm, und dadurch sein Herz noch mehr gewann.

Ihr müßt ein guter Mensch seyn, sagte er, weil ihr einem andern nichts Böses zutrauen könnt. Da sind viel von Euren gefangenen Gefärthen, welche in jedem Tropfen, den ihnen ein Muselmann reicht, Gift und Tod zu trinken glauben!

Billah, erwiederte ich, warum solltest du den vergiften wollen, dem du das Leben rettetest?

Ihr habt Recht, sagte er, denn ich meyne es gut mit Euch; auch will ich Euch, ehe mich der Kriegsdienst weiter ruft, — Gott gebe, daß Ihr bis dahin genesen seyd, — noch einen Beweis geben, daß ich viel auf Euch halte.

Ich genaß unter Billahs Wartung zusehens, auch wußte er zu leiblicher Labung mir Trost für meine bekümmerte Seele zu geben. Meinem Könige gehe es wohl, sagte er, er sey in Turanschahs Händen, ein königliches Lößegeld nebst einigen Vestungen werde ihn bald frey machen.

O ist Ludwig frey, rief ich, so werde ich auch frey werden!

Wollte Gott, Ihr wärt es schon! sprach er. Macht indessen Eure Person so wichtig Ihr könnt, und versprechet zur Ranzion, was Ihr nur halten könnt!

Was aber gebe ich dir, du Edler, rief ich, für deine mehr als brüderliche Treue?

Laßt das! erwiederte er. Ehe wir scheiden, sollt Ihr schon wissen, womit Ihr mir dienen könnt.

Billah blieb mein Hüter, bis wir nach Mansura kamen. Eine Stunde vorher, ehe ihn der Befehl seiner Obern weiter rief, trat er, nach kurzer Abwesenheit in mein Zelt, mit einem kleinen Knaben an der Hand, den er mir zuführte, und ihm befahl, ein Knie vor mir zu beugen. Herr, sagte er zu mir, wenn Ihr meynt, daß ich mich Eurer erbarmt habe, da Ihr dem Tode nahe waret, so erbarmt Euch dieses hülflosen Kindes, das ich nicht weiter zu schützen vermag. An den Ufern des Nils ward es mir von einem alten Christen, der, nachdem ich ihm den letzten Labetrunk gereicht hatte, in meinen Armen verschied, anvertraut. Wer der Knabe ist, und wem er angehört, weis ich nicht, ein Christenkind ist er allemal, und also bey einem Christen am besten aufgehoben.

Mir drangen die Thränen aus den Augen, ob der Thaten des edeln Mannes; die Worte,

welche mir mein Herz gegen ihn eingab, wurden durch die Bewegung, in welcher ich mich befand, gehemmt, auch hielt er sich nicht länger bey mir auf, drückte noch einmal meine Hand, und verließ das Zelt. Nie habe ich ihn seit der Zeit wieder gesehen. An jenem Tage werde ich ihn unter den frömmsten Bekennern des Christenthums glänzen sehen.

O Gott! unterbrach hier Konrad den Erzähler; ich ahnde in diesem Knaben meinen verlornen Bruder. Redet, redet, edler Joinville! was sagte er? nannte er sich nicht Herman von Feuchtwangen?

Er nannte sich gar mit keinem Namen, der ihn kenntlich machen konnte; als der König frey ward und wir andern auch frey wurden, machten verschiedene Umstände, welche ich und mein Freund uns zusammen räumten, daß wir dieses Kind für den Sohn eines Ritters von Montfaucon hielten, welcher in der sarazenischen Gefangenschaft gestorben war, und es nach dem Namen seines geglaubten Vaters nannten.

Und gar nichts, gar nichts sagte er von sich selbst? O diese kluge Zurückhaltung lehrt mich meinen Bruder Herman kennen!

Ob bey diesem Kinde viel von kluger Zurückhaltung zu erwarten war, weis ich nicht, wahr ists indessen, daß ich ihn nie von etwas

sprechen hörte, das sich auf seinen vorigen Zustand bezog, nur den Namen des alten Christen nannte er, der ihn sterbend Billahs Händen anvertraut hatte.

Und dieser war?

Arnold, wo ich nicht irre.

Arnold? Arnold von Winkelried? — Himmel, Himmel! nun wird alles klar, es ist mein Bruder! er ist es! — O redet, Herr von Joinville! sagt mir, lebt Herman von Feuchtwangen? und werde ich ihn bald sehen?

Herr Ritter! lächelte der Seneschall König Ludwigs, ich hatte da noch einen ganz artigen Rückstand hörenswürdiger Begebenheiten Euch zu erzählen, aber ich merke wohl, ihr seyd nun nach nichts begierig, als nach diesen Montfaucon, den Ihr für Euren Bruder haltet. Ob er es ist, das muß sich ausweisen. Er lebt, und Ihr könnt ihn sehn, so bald Ihr im Stande seyd, dieses Schloß zu verlassen, und mit mir ins Lager zu gehen. Wahrscheinlich habt Ihr ihn schon unter den Kämmerlingen des Königs mehr als einmal gesehen, und wenn er und Euer Herman eine Person sind, so halte ich von nun an nichts mehr von der gerühmten Stimme der Natur, da sie Euch nicht bey seinem Anblick sogleich den Brudernamen zurief.

Kon-

Konrad verlor sich in Gedanken, ob unter König Ludwigs Hofleuten einer sey, in dem er sich seinen Bruder denken oder wünschen könnte; er fand nichts, und mußte die Befriedigung seiner unruhigen Erwartungen auf die Zeit aussetzen, die ihm Joinville angegeben hatte.

Von seiner Geschichte verlangte er nun freylich nichts weiter zu wissen, aber desto zahlreichere Fragen hatte er über den so genannten Montfaucon. Joinville wußte sie mit nichts zu zu beantworten, als daß dieser junge Fremdling sehr bald aus seinen Händen unter höhern Schutz gekommen sey. Der König gewann ihn lieb, fuhr er fort, er nahm ihn unter seine Pagen, denn unter seine Kämmerlinge; auch unter seine Ritter würde er ihn aufgenommen haben, wenn der junge Mensch Lust zu den Waffen bezeigt hätte.

Herman keine Lust zu den Waffen? wiederholte Konrad.

Ihr seyd so fest überzeugt, daß dieser junge Mann Euer Bruder ist, erwiederte Joinville, daß ich nicht weis, wie ich mich gegen Euch erklären soll. Beruhigt Euch indessen, Ihr werdet ihn bald sehen, und Euch überzeugen, daß Ihr Euch seiner nicht zu schämen habt, wenn es uns auch nicht gelungen ist, einen Helden aus

ihm zu bilden; eine Sache, welche vielleicht Euch vorbehalten war.

Die Befreyung von Tunis.

Die Gemüthsbewegungen, welche der letzte Theil von Joinvilles Erzählung erregte, waren für den verwundeten Konrad zu heftig gewesen. Die Freude, einen als Knaben verlornen Bruder, als Mann wieder zu sehen, die Sorge um ihn, die Gedanken, die er sich seinetwegen machte, hatten seine Genesung um mehrere Schritte zurückgesetzt. Eben darum mußte er noch mehrere Tage länger das Bette hüten, weil er vor Ungeduld starb, es bald werden zu können.

Mittlerweile gewannen die Angelegenheiten der Kreuzfahrer, die sich Tunis nahten, um die Bekehrung des dasigen Königs endlich zu Stande zu bringen, ein immer bedenklicheres Ansehen. Der Fürst, der den guten, frommen Ludwig erst durch täuschende Gesandtschaften hieher gelockt hatte, wollte sich nun zu nichts von dem versprochenen bequemen. Zwang sollte vielleicht von Seiten Ludwigs an die Stelle der Güte treten. Der König von Tunis trug wenig Belieben, denselben zu erwarten. Man sandte

Botschaften hin und her, man bedrohte sich, man machte Anfang, die Drohungen auszuführen. Die Belagerung von Tunis war beschlossen. Mostanser Billah, — der Name des afrikanischen Königs, wenn wir ihn noch nicht genannt haben, — lachte heimlich und war sicher. Er kannte die fromme Saumseligkeit, welche einen Theil von Ludwigs Charakter ausmachte: ehe alles, was er vor hatte, durch Gebete und Wallfarthen genug geweiht und vorbereitet war, konnte manches sich begeben, das der Sache eine andre Wendung gab, auch fehlte es dem barbarischen Fürsten nicht an Mitteln, Ludwigen bey seinem Zögern zu erhalten, nicht an geheimen Einverständnissen im christlichen Lager; man weilte dort und weilte, bis fürchterliche Ereignisse eintraten, welchen die Klügern lang mit Grauen entgegen gesehen hatten, und die alle Furcht der Musulmanen zu nichte machen mußten.

„Ueber die Sandgefilde von Afrika, so stiefmütterlich sie auch von der Natur bedacht sind, wacht ein schützender Genius, seinen Kindern das Eigenthumsrecht ihrer dürren Wüsteneyen zu erhalten; keiner der sanftern Söhne des Aethers, nein, ein Geist wilder, rächerischer Art, vielleicht jener egyptische Würgengel, der in einer Nacht tausend Väter ihrer ersten Söhne

beraubte; nur bestimmte Zeit duldet er Fremdlinge unbeleidigt in seinen Regionen, ist diese verflossen, so ruft er dem verheerenden Wind aus der Wüsten, und den todathmenden Dünsten des Stroms, sie erheben sie und erfüllen die Luft mit den Saamen zu tödtlichen Krankheiten und hauchen Gift auf Speise und Trank. Die eingedrungenen Gäste geniessen in den Nahrungsmitteln den Tod, ziehen ihn mit Wasser und Luft ein, sie sinken hin und sterben, ohne daß die Einwohner nöthig haben, sie durch Schwerds Gewalt zu vertreiben."

Diese Worte eines der morgenländischen Schriftsteller, die von diesen Dingen geschrieben haben, wurden sehr bald auch an Ludwigen und seinem Heer erfüllt. Hier und da begann schon einer und der andere welkend das Haupt zu senken. „Hitze, ungesunde Luft, verdorbenes Wasser, schlechte Lebensmittel, Nachläßigkeit in Begrabung der Todten vermehrte das Uebel, und nicht lang, so verbreitete sich die fürchterliche Seuge im ganzen Lager. Der gemeinen Soldaten starben viel in einem Tage, die Großen wußten sich etwas besser zu schützen, selbst der König, der sich sonst in nichts besser, als der gemeinste Krieger hielt, war genöthigt, um das Leben eines geliebten Sohns zu retten, aus dem Lager auf eine nahgelegene Burg zu fliehen.

Dort war es, wohin der treue Freund und Trö- ster, Joinvillie, zu ihm beschieden ward. Er mußte den schwachen Konrad verlassen, der vor Ungeduld brannte, ihm zu folgen, und auf das Schreiben, das er am dritten Tage von dem Se- neschall erhielt, auch wirklich folgte, ungeachtet noch viel zu seiner völligen Genesung fehlte."

So schrieb Joinville.

„Der Graf von Nevers, der Sohn des Königs, ist tod. Ludwig, welcher dieses als Strafe des Himmels ansieht, weil er ihn durch Flucht dem Tode entreißen wollte, kehrt in das Lager zurück, wo bereits alles von Kranken und Leichen wimmelt. Was wird die Folge die- ses gewagten Schrittes seyn? O der Tod würde uns wohl hier gefunden haben, wir hatten nicht nöthig, ihm in den Rachen zu eilen! — Ich zittre für meinen königlichen Freund; kennt Rit- ter Konrad hier auch einen Freund, vor dem er zu zittern hat, und den er diesseit des Grabes noch umarmen möchte, so eile er herbey. Wer weis, wer den künftigen Morgen erlebt. Mont- faucon, dem ich etwas von unsern letzten Ge- sprächen sagte, schmachtet, seinen Verwandten kennen zu lernen."

Ein wiedergefundner Herman.

Konrad fand im Lager die größte Anordnung. Die Seuche hatte in der kurzen Zeit, welche zwischen der Einladung des Seneschalls und der Ankunft des Geladenen verfloß, einen fürchterlichen Fortgang gehabt, die Ebene, welche von den französischen Gezelten bedeckt wurde, glich mehr einem großen Siechhause als einem Heerlager. Die Vergiftung der entzündeten Luft ward mehr als einem Sinne merkbar, so wie man sich der Gegend näherte, welche mit einem blaulichen, übelriechenden Dunst bedeckt war. Kranke, Tode und Traurende traf man auf jedem Schritte, auch die, welche den Namen von Gesunden führten, hatten ein bleiches schmachtendes Ansehen, und aus ihren holen Augen sprach die Gewißheit, bald das zu werden, was ihre beweinten Brüder waren.

Das Entsetzen, welches hier herrschte, war diesen Morgen durch die Zeitung vermehrt worden, welche sich allgemach ausbreitete, und die man lang genug verschwiegen hatte, um es nun nicht länger zu können. Auch der König, der gute Vater seines Volks, von ihm aufs innigste geliebt, ungeachtet er es hieher den Weg zum Grabe geleitet hatte, auch er sey gefährlich be-

fallen worden, befallen mit der hier wüthenden Seuche, die uns die Geschichtschreiber nicht scheuslich genug beschreiben können.

Konrad fand viel der Krieger, die wohl um sich und ihre nächsten Freunde zu trauren hatten, weinend und händeringend über den Tod des guten Königs, den man vor Augen sah, und hier und da schon als geschehen beklagte.

Ludwig lebte noch, aber die Bestättigung seiner äusserſten Gefahr fand der deutsche Ritter in den Augen des Herrn von Joinville, der ihm, so bald er sich den königlichen Gezelten nahte, entgegen kam.

O Herr von Feuchtwangen! schrie der Freund des Königs von Frankreich, wozu habe ich Euch eingeladen? zur Trauer um das, was Ihr kaum wiedergefunden habt? Vielleicht zu eigenem Tode? — O kehrt zurück, kehrt zurück, wenn Ihr Euch noch retten wollt! Wär das Uebel hier bereits so verzweifelt gewesen, da ich meinen Brief abgehen ließ, als es nun ist, ich hätte ihn nicht geschrieben.

Da hättet Ihr unrecht gethan, Herr von Joinville, versetzte Konrad. Die Kranken bedürfen der Wartung der Gesunden; für völlig gesund halte ich mich, seit ich in diesen Gegenden bin, auch Ihr seht noch ganz wohl aus, wir beyde können hier mächtig viel Gutes schaffen.

Joinville schwieg und weinte, denn er dachte an Ludwig.

Was macht der König, fragte Konrad, der den Gegenstand von Joinvilles Gedanken errieth.

Er ist äußerst schwach.

Kann ich ihn sprechen? — —

Unmöglich! er sieht niemand mehr, als seinen Beichtvater, mich, und die Personen, welche unmittelbar zu seiner Wartung nöthig sind.

Aber meinen Bruder?

Den Herrn von Montfaucon? Schwerlich! Er kommt fast nicht von dem Könige! Ich besorge, der Grund zu seinem eigenen Tode ist an Ludwigs Krankenlager schon gelegt. Montfaucon ist ein geborner Hospitaliter, er thut offenbar zuviel. Was allen zusammen zu schwer ist, verrichtet er allein! — Ich weis nicht, ob wir ihn zu sehen bekommen, bis das Aergste, das ich für unvermeidlich halte, erfolgt ist. Doch folgt mir, gelingt es mir, den Namen seines Verwandten vor seine Ohren zu bringen, so erscheint er uns vielleicht wenigstens auf Augenblicke.

Der deutsche Ritter folgte dem Seneschall in das Zelt das dem königlichen das nächste war. Leise Botschaften von Ludwigs Krankenlager wur-

den hier mit Gebeten und Thränen vermischt, von Einem zum Andern geflüstert. Joinville ging ab und zu. Der Mann, in welchem Konrad einen Bruder zu finden hoffte, erschien nicht. Er dachte vor Ungeduld, Angst und Kummer zu vergehen. Endlich gegen die Nacht kam der erwünschte Augenblick. An Joinvilles Arm trat ein schlanker, bleicher Jüngling herein, welcher dem Herrn von Feuchtwangen die Rechte entgegen streckte, und ihn mit einem: Ists möglich! Ists möglich? bewillkommte.

Konrad sah eine Gestalt, die er unter den Höflingen des Königs sehr oft bemerkt hatte, die ihm aber immer, so schön sie auch seyn mochte, sehr gleichgültig gewesen war. Wenigstens den wackern Herman, der schon in seinem zehnten Jahre höhern Wuchs und mehr Männlichkeit versprach, als dieses zarte Geschöpf, ihn, den er jetzt als einen dreyßigjährigen, völlig ausgebildeten Helden wiederzusehen hoffte, hätte er in dieser Gestalt nicht vermuthet.

Ists möglich, schrie Montfaucon, für den, der so lange Jahre nie einen Verwandten kannte, in den bewunderten Ritter Konrad von Feuchtwangen, so nahe am Grabe noch einen zu finden?

Und Ihr seyd also wirklich mein Bruder? stammelte Konrad.

Bruder oder wie Ihr mich nennen wollt! mir ists genug, daß ich Euch angehöre! — Himmel! Himmel! so werde ich also nicht ganz verlassen sterben! so werde ich die Geheimnisse meines Herzens vor meinem Tode noch in einen verwandten Busen ausschütten können! So wird noch jemand seyn, der mir über die dunkeln Tage meines frühern Lebens ein Licht aufsteckt! Herr von Feuchtwangen; ihr wißt ohne Zweifel alles, und von Euch werde ich erfahren — — —

Hier eine Botschaft vom König: der Herr von Montfaucon sollte eilig kommen, um den hohen Kranken beym Gebet zu unterstützen, das er, so schwach er war, immer auf bloßer Erde knieend zu verrichten pflegte. Der junge Mensch schüttelte seinem neugefundenen Bruder noch einmal mit einer Thräne im Auge die Hand, und flog dahin, wohin man ihn rufte. Joinville ging mit ihm, und es war Konraden also nicht möglich, das, was er dachte, gegen irgend jemand laut werden zu lassen.

Er verließ das Zelt, und ging ins Freye. Allzuweit durfte er sich nicht entfernen, weil er nicht wußte, was für wichtige Augenblicke er vielleicht durch seine Abwesenheit versäumte, er wählte also zu seinem Spaziergang, den Begräbnißplatz, wo sich in wenig Tagen Todenhügel zu Todenhügeln gehäuft hatten, und den man

— freylich sehr schicklich — wie es denn in diesem Lager nicht an seltsamen Anstalten fehlte — in der Nähe des königlichen Zelts gewählt hatte.

Konrad ging in Gedanken verloren zwischen Gräbern umher, doch waren Grab und Tod nicht das einige, was ihn hier beschäftigte; dieser neugefundene Bruder, dieser seynsollende Herman riß all seine Aufmerksamkeit an sich. Es war unmöglich, er konnte es nicht seyn. Wuchs, seine Züge, sein Charakter nichts stimmte mit dem Bilde überein, das er sich aus Hermans Knabenjahren von seinem männlichen Alter machen konnte; und sein muthmaßliches Alter, selbst dieses gab Stoff zu neuen Zweifeln. Konrad konnte nicht begreifen, wie dieser zarte Jüngling vor zwanzig Jahren schon als Kind in die Hände des Seneschalls könne gekommen seyn. Der schüchterne Blick der Weltunerfahrenheit, die sanfte süßtönende Stimme, selbst die Leichtgläubigkeit, mit welcher dieser Montfaucon gleich bereit war, den, der sich seinen Bruder nannte, voll Entzücken aufzunehmen, und ihm volles Zutrauen zu schenken, selbst das weiße mit blauen Adern durchzogne Kinn, um welches sich noch kein Härgen krümmte, sprach von seiner Jugend, und ließ ihn glauben Joinville habe ihn mit der ganzen Erzählung zum besten gehabt.

Doch war dies wohl die Zeit zu ähnlichen Scherzen? hätten sie nicht wenigstens heute wi- derrufen werden müssen? heute, da alles hier das traurigste Ansehen trug! —

Während Konrads Anwesenheit auf dem Begräbnißplatze, öffneten sich mehrere Gräber, neue Leichname zu empfangen, man gab ihnen nur wenige Hände voll Erde, damit die Seuche ja unaustilgbar bliebe, so lang ihr gieriger Zahn hier noch Menschenleben zu würgen fand.

Konrad nahm sich ernstlich vor, mit dem Seneschall, sobald er ihn sähe, auch hierüber zu sprechen, aber als dieser erschien; kein Wort wei- der von Montfaucon noch von den schlechtver- wahrten todathmenden Grabhügeln, die Nach- richt, die der Ankommende im Munde führte, verscheuchte jeden andern Gedanken, und ließ Konraden auf einige Zeit sich selbst vergessen.

Ach, schrie Joinville, dem man den Ort, wo der deutsche Ritter sey, gemeldet hatte, und der sich ihm jetzt mit dem höchsten Ausdruck des Schmerzens in seine Arme warf, ich kann ihn nicht sterben sehen, ich kann den besten König nicht sterben sehen! Alles, alles ist vorüber! Nach einigen schrecklich durchkämpften Stunden — das oftere Brustschlagen und der Name der heiligen Stadt, der fleißig über seine Lippen ging, zeigte von seinen Sorgen — liegt er nun in To-

denmattigkeit, still, sprachloß und mit lechzender Zunge. Die Aerzte sagen, einige Tropfen kühles Wasser können ihn laben, vielleicht retten, aber ist das Wasser, das wir hier haben, auch ein Labetrunk? Ehe findet ihr bey uns die theuersten Weine, als das, was in unserm schönen Europa Erquickung des gemeinsten Bettlers ist!

Wasser? kühles Wasser? schrie Konrad, das mangelt Euch? sahe ich nicht bey meiner Ueberkunft in dem Wäldgen, eine Viertelstunde vom Lager, einen klaren Quell? Und das ist Euch unbekannt? Doch keine Beschreibung dessen, was Eure verblendeten Augen übersahen! Lebt wohl, Seneschall, in kürzerer Zeit als Ihr denken mögt, bin ich wieder bey Euch, Eurem König die Labung zu bringen, nach welcher er schmachtet.

Zweifel.

Der kühle Felsbrunnen, aus welchem sich Konrad vermaß, dem Könige von Frankreich Gesundheit und Leben zu schöpfen, war nicht so leicht wiederzufinden, als er dachte. Er wußte gar eigen, daß er selbst sich gestrigen Tages im Vorüberreiten daraus erquickt hatte, aber jetzt täuschte

ihn entweder die Nacht, oder das böse Wesen, das hier überall zum Verderben der Christenheit die Hand im Spiele hatte, saß bey der Quelle, deren Genuß er seinen Feinden beneidete, und deckte sie mit Rabensittig, oder mit dem blaulichen Nebel, der hier alle Gegenstände verhüllte. Der deutsche Ritter suchte die ganze Nacht, suchte den größten Theil des folgenden Tages vergeblich, und kehrte endlich unverrichteter Sache und selbst bis zum Tode, durch Durst und Müdigkeit erschöpft, nach dem Lager zurück, wo ihm die Post von dem Tode des Königs entgegen kam. Laute Thränen flossen über das Absterben des guten Vaters, des heiligen Mannes, des frommen Helden, und wie die Beynamen alle heißen möchten, welche man hier einem Könige, einem Könige der Franzosen, dessen Andacht dem Lande theuer zu stehen gekommen war, mit unverstellten Herzen beylegte.

Konrad strebte vergebens, jemand von seinen Bekannten unter den Leuten des Königs zu sehen, es war tief in die Nacht, da erst Joinville ihn aufsuchte. O, Herr von Feuchtwangen, rief er, was für Stunden haben wir seit Eurem Abschied von gestriger Nacht durchlebt! — Nichts von Ludwigs Tod! ich weis, Ihr beklagt ihn, wie alle Welt ihn beklagen muß, aber fasset Euch! das Verderben tritt Eurem Herzen noch näher!

Euer wiedergefundner Bruder! Mein armer Montfaucon! — Kommt! eilt, wenn Ihr ihn noch lebend finden wollet! — Aus Treue gegen seinen Herrn, und um nur den Dienst bey ihm ungestört verwalten zu können, hat er verborgen, daß er insgeheim schon längst von der Seuche angesteckt war; jetzt nach Ludwigs Tode zeigt sichs, daß er geleistet hat, was alle menschliche Kräfte übersteigt! Er konnte sich fast keine Stunde länger halten, er liegt ganz darnieder, und die lang unterdrückte Krankheit reißt ihn mit so mächtigen Schritten zum Grabe, daß ich nicht weis, wie wir ihn finden werden, ob er gleich vor einer Viertelstunde noch Besonnenheit genug hatte, seinen Bruder zu nennen, und nach ihm die ängstliche Sehnsucht zu bezeigen.

Konrad setzte, während sein Gefärthe sprach, an seiner Seite emsig den Weg fort, der ihn zu dem Sterbebette des jungen Menschen führen sollte. Er schwieg, und indessen der Seneschall sich in Ausrufungen über die starke Stimme der Natur erschöpfte, welche hier einen Bruder den andern so schnell habe kennen und lieben gelehrt, wußte er gar nicht, was er von der Sache denken sollte.

Sie traten in Montfaucons Zelt, welcher eben die Augen öffnete, und Konraden erkannte. Ihr seyd es! ja Ihr seyd es, mein neuer Bru-

der! sprach er, als Feuchtwangen näher zu seinem Lager trat. O warum nicht ehe! nach einer verwandten Seele hatte ich so lange geseufzt! — Seht, ich muß sterben! — Ich empfehle Euch meinen Leichnam, schützt ihn vor Beschimpfung, und beerdigt ihn nicht ehe, bis ihr den Anfang dieser Blätter gelesen habt, ich habe sie längst auf einen Fall, wie der heutige geschrieben.

Konrad suchte zwischen diese schwachen, mühsam und in langen Zwischenräumen gesprochenen Worte oft etwas einzuschieben, aber der Kranke wehrte ihm durch Zeichen des Unwillens, und reichte ihm die Schrift, von welcher er sprach, so unablässig zu, daß Konrad, der jetzt mehr Zweifel hatte als jemals, sie endlich nehmen mußte.

Noch eins, setzte er leise hinzu, als der Seneschall sich ein wenig vom Bette entfernte. Laßt mein Geheimniß Euch heilig seyn; selbst der gute Joinville darf es nie erfahren; was den Inhalt dieser Blätter anbelangt, so diene er besonders Euch die Namen, Herman und Adelheit, unvergeßlich zu machen. Ach, mein Bruder, wie viel hätte ich Euch hierüber zu sagen!

Herman und Adelheit? schrie Konrad. Also wärs demnach gewiß, daß ich in Euch meinen verlornen Bruder wiederfand?

Zweifelt Ihr noch hieran? — lallte der Kranke — o dies fehlte noch, mir meine letzten Stunden schwer zu machen! Was habe ich für eine andre Stütze als Euren Glauben?

Wir haben keine andre Stütze als den Glauben der Christen, rief hier der Beichtvater des Königs, welcher gerufen worden war, den sterbenden Montfaucon zu trösten, und der die letzten Worte, die er aus seinem Munde hörte, ganz falsch verstand. Konrad stand auf, ihm Platz zu machen, wohl recht unwillig, in einem Gespräch von solcher Wichtigkeit gestört worden zu seyn. Vielleicht fühlte selbst der fromme Montfaucon hierüber einiges Mißvergnügen. Ach die Zeit zu Erklärungen diesseit des Grabes war verlaufen! Konrad hatte den ganzen Tag über nicht wieder Raum, mit dem Kranken zu sprechen. Die nächste Stunde, in welcher er mit ihm allein war, war bereits Verstand und Sprache des guten Jünglings dahin, und er entschlief noch in selbiger Nacht in seinen Armen.

Auflösung.

Der Anschein mochte seyn, welcher er wollte, so glaubte doch Feuchtwangen große Ursach zu haben, zu zweifeln, ob es der verlorne, der so ängstig gesuchte Herman sey, der jetzt an seinem Busen verschieden war. Doch in diesen Augenblicken kam diese Ungewißheit nicht in Anschlag, er beweinte den Entschlafenen eben so herzlich, als hätte er den Namen wirklich mit Recht führen können, welcher nächst den Tröstungen seiner Religion das einige Labsal seiner scheidenden Seele gewesen zu seyn schien.

Sein unverstellter Kummer machte die Umstehenden noch gewisser, er sey dem guten Montfaucon so nahe verwandt gewesen, als er glaubte, und niemand bezweifelte ihm hier das Recht, der Ausrichter seines letzten Willens zu werden, wozu er selbst ihn bestimmt hatte.

Konrad nutzte, nach der Bitte des Verstorbenen, den ersten Augenblick der Einsamkeit, die Blätter zur Hand zu nehmen, deren Beherzigung er ihm noch vor Beysetzung seines Leichnams empfohlen hatte. Er öffnete, er las einige Blätter, warf die Schrift voll Erstaunen auf die Seite, und eilte zu den kalten Ueberbleibseln des Schreibers, seine Augen mit dem

höchsten Ausdruck der Verwunderung auf sein schönes Gesicht zu heften, welches die sanften Züge eines ruhig Schlafenden zeigte. Thränen überströmten seine Wangen, so wie er stand und schaute, er verlor sich in Betrachtungen, doch ein Geräusch von außen störte ihn, noch ein Kuß auf Montfaucons kalte Hand, und dann die unbefangenste Miene, welche er annehmen konnte, gegen die Eintretenden.

Man kam, den Leichnam zu waschen und zu salben; Konrad verwehrte es. Ich finde, sagte er, mein Bruder wünscht blos in das heilige Gewand gehüllt zu werden, das er einst von einer Reise nach dem heiligen Grabe zurück brachte, und verbietet alle weitere Umstände bey seiner Beerdigung.

Man machte Einwendungen, aber Konrad beharrte auf seiner Meynung, und wich, um der Erfüllung seines Willens desto gewisser zu seyn, nicht von dem Leichnam desjenigen, den er jetzt so oft als möglich seinen Bruder nannte, bis ein Hügel von Erde ihn auf ewig der Neugier aller Lebendigen entzog. Die Zeit, welche bis dahin verflossen war, hatte er dem Lesen der Blätter gewidmet, deren Inhalt wir unsern Lesern mittheilen müssen, wenn wir die Bewegung

unsers Konrads und seine Handlungen rechtfertigen wollen.

Montfaucon.

„Noch immer irre ich einsam und freundlos in der Welt umher, wo ich keinem menschlichen Wesen angehöre? O wo bist du, wo bist du, dessen Anblick ich, so lang ich denken lernte, vom Himmel erflehte, Mann oder Weib von meinem Blute, zu dem ich sagen kann, du bist mir näher als alle andern? Aber wie soll ich dich finden? kenne ich auch selbst so viel von meinem Ursprung, um dich in Irrgängen zurecht zu leiten, worinn du dich so hülf- und rathlos verirrst als ich? — Vielleicht bist du bereits tausendmal vor mir übergegangen, ohne mich zu kennen, wer will den Zauber lösen, der unser beyder Augen gefangen hält?“

„Herman und Adelheit, ihr theuren, ihr einzigen Namen, deren ich mich noch aus den dunkeln Tagen meiner Kindheit erinnere, ihr seyd noch das, woran ich mit einer Festigkeit halten konnte, aber auch ihr habt mich irre geleitet. Ich habe der Menschen eures Namens viel gesehen, aber keinen, der die Person seyn konnte,

welche mir mein Herz unter denselben schilderte. Ach vielleicht würde ich auf der ganzen Erde vergebens suchen, vielleicht seyd ihr bereits dahin gegangen, wo wir uns alle wiederfinden, alle uns kennen werden!"

„Eine Wallfarth zu dem heiligen Nikolaus von Varengis hat mein Herz beruhigt. — Es muß ja nicht eben mein Freund oder mein Bruder, muß ja nicht eben meine Mutter seyn, die ich wiederfinde. Es giebt der guten Menschen mehr, und habe ich ihn nicht bereits gesehen, gesehen im heiligen Traume, den Engel, der mir den Weg zum Grabe erleichtern wird? — Ich lag, so dünkte es mich, auf dem Bette der Schmerzen, da trat ein Mann zu mir, ein freundlicher schöner Mann, der mich Bruder nannte, und mir weinend die Augen schloß. — O du, der mir einst diesen letzten und besten Dienst erzeigen wird, du, an welchen von diesem Augenblick an mein Herz mit der heissesten Sehnsucht hängt, an dich will ich diese Blätter richten. Du mußt den kennen, den du so liebreich Bruder nennen wirst, und da vielleicht die Zeit unseres Umgangs kurz ist, da ich vielleicht erröthe, dir mündlich die Wahrheit zu gestehen, so erfahre

es durch diese Blätter, das heimlichste all meiner Geheimnisse, das von den jetzt Lebenden niemand weis, wisse, du liebtest in mir keinen Bruder, nein, eine unglückliche Schwester.“

„Mein Name ist Adelheit, so nannte sich meine verlorne Mutter, ob ihr und mir der Name, Montfaucon, zukommt, weis ich nicht. Als ich noch keinen Namen unter meinen jetzigen Bekannten hatte, hatten sie Ursach, mir diesen zu geben, und ich hatte Ursach zu glauben, er könne mir zukommen. Mir ists, als hätte meine Mutter, eben jene Adelheit, einen ähnlichen oft genannt. Ein Montfaucon konnte ja wohl mein Vater seyn.“

„Das frühste Bild aus meiner zarten Kindheit — in Bildern besteht fast meine ganze Erinnerung aus diesen dunkeln Gegenden — eins der frühesten Bilder, das mir vorschwebt, ist eine große Reise, über Land und Meer. Ich war ein zartes Kind, und saß fast immer auf dem Schooß meiner Mutter. Einmal wurde ich aus demselben gerissen. Es war viel Streit und Unruh um uns her. Menschen wurden erschlagen, andre verwundet. Meine Mutter weinte und ich erfüllte die Luft mit meinem Geschrey. — Hier ist eine große Lücke in meinen Erinnerungen, — Ich mag krank gewesen seyn — denn die nächste Vorstellung, die ich mit als

ser Mühe in meinem Gedächtniß finden kann, zeigt mich mir auf dem Bette liegend, meine Mutter weinend an der Seite, und um mich her stille Düsterheit, welche zum Schlaf einzuladen schien. Ich schlief und schlief, wahrscheinlich bis es besser mit mir ward. Wir waren in schönen wohlgeschmückten Gemächern, es fehlte uns an nichts von allen den Dingen deren Werth auch ein Kind zu schätzen weis. Viel Personen waren um mich her, unter denen aber keine mich so sehr intereßirte, als ein Knabe, den ich für sehr groß hielt, weil er einige Jahre mehr haben mochte, als ich, und den man Herman nannte."

„O Herman! Herman! entzückender Laut! welche Erinnerungen führst du meiner Seele aus dem schönsten Theile meines Lebens, aus den Tagen der ersten Kindheit zu! Mich dünkt, dieser Knabe, der mein Spielgefärthe ward, und den meine Mutter mich Bruder nennen lehrte, hatte noch einen Namen, aber die Zeit hat ihn gänzlich aus meinem Gedächtniß verwischt; doch wenn ich zuweilen in meinem Gehirn nach demselben forsche, so ist mirs, als würde ich, wenn mir ein ähnlicher vor die Ohren gebracht würde, mich so wohl auf denselben besinnen, als auf den Namen Montfaucon, den meine Mutter zuweilen zu nennen pflegte."

„Ich ward ein, vielleicht auch zwey Jahre älter, und lernte besser verstehen, was um mich vorging. Ich erinnere mich, daß meine Mutter und Herman sehr oft heimliche Rathschläge hielten, in welchen das Wort, Entkommen, fleißig genannt wurde; dieses einzige Wort ist es, was mir jetzt Muthmaßung giebt, warum ich auf einmal meiner Mutter beraubt wurde, und sie, ungeachtet alles Weinens und Suchens nirgend finden konnte, sie war wahrscheinlich entkommen aus dem Orte, wo sie, wie mir es jetzt dünkt, nicht ganz mit ihrem guten Willen war. — Warum sie mich doch nicht mit sich genommen haben muß? Wie viel Kummer hätte das mir, vielleicht auch ihr ersparen können!“

„Herman ward mein Tröster, und tröstete mich sehr bald. Die Leute, welche für uns sorgten, schalten mich, daß ich nie ohne ihn seyn konnte, und sagten, ich müsse mich von ihm entwöhnen, weil er bald frey werden würde. Ich konnte dieses Wort damals nicht begreifen, erst in der Folge habe ich es verstehen gelernt.“

„Einst in einer Nacht kam Herman in meine Kammer, wo meine Wärterinnen schliefen. Er weckte mich, verbot mir zu schreyen, und trug mich davon. An einem verborgenen Orte hüllte er mich in Knabenkleider, und sagte mir, von nun an sey ich ein Knabe, und heiße

Barthelemy. Darauf führte er mich zu einem alten Manne, der an der Mauer wartete, und wollte mich ihm übergeben. Ich erhub ein mächtiges Geschrey. Auch der Alte schien mich ungern anzunehmen. Man stritt man ward endlich einig, und nachdem mir Herman schmeichelnd vorgesagt hatte, Arnold, so hieß der Alte, wollte mich zu meiner Mutter führen, so ließ ich mit mir machen was man wollte. Ein Hüter an der äussersten Pforte befragte uns. Arnold nannte seinen Namen, und sagte, ich sey das Kind, welches er heute ranzionirt habe. Ich bin ein Knabe und heiße Barthelemy, rief ich hier mit den Worten, die mir mein junger Freund in den Mund gelegt hatte. Arnold gebot mir Stillschweigen, und führte mich davon, einen weiten Weg, dessen Ende wir nie erreichten."

„Ach Arnold brachte mich nicht zu meiner Mutter, so oft ich auch fragte, ob ich sie bald sehen würde! Wir hatten den mühseligen Weg, der zu ihr führen mochte, vielleicht kaum zur Hälfte zurückgelegt, so geriethen wir wieder unter wilde Krieger, und ich sah die Auftritte noch einmal, die ich in den allerersten Jahren meines Lebens, im Arm meiner Mutter schon einmal erlebt hatte. Arnold ward an meiner Seite tödtlich verwundet, das Getümmel der Waffen zog sich von uns hinweg. Die Stelle, wo Arnold

blutend und ich weinend lag, war einsam. Arnold schmachtete nach einem Trunk frischen Wassers, und sandte mich aus, ihm denselben zu holen. Meiner Rechnung nach, die freylich mein Alter sehr ungewiß angiebt, konnte ich damals kaum das fünfte Jahr erreicht haben. Ein Sarazen fand mich an dem Brunnen, wo ich mühsam schöpfte. Er half mir, und brachte mich zu der Stelle zurück, die ich ihm bezeichnete, und wo er Arnolden mit dem Tode ringend fand."

„Kaum hatte der wohlthätige Morgenländer Zeit, den sterbenden Alten mit dem Wasser, das wir brachten, zu laben, und ihm auf seine Art einigen Trost einzusprechen, kaum hatte Arnold Zeit, mich Verlassene seinem Tröster mit einigen Worten zu empfehlen, so entfloh seine Seele, seine Augen schlossen sich auf ewig, und mit ihm starb für mich die Möglichkeit, je die Stelle wiederzufinden, auf welche mich das Schicksal bey meiner Geburt gesetzt hatte. Ich wußte weder den Namen meines Vaterlandes noch meiner Eltern, ich gehörte von nun an niemand an, als der Hand der Menschenliebe, die sich meiner erbarmen wollte."

„Diese treue wohlthätige Hand war gegenwärtig die Hand meines Sarazenen, des guten Billah, der, als sein Stand es ihm unmöglich machte, weiter für mich zu sorgen, mich dem

Herrn von Joinville empfahl, der für mich that, was nur ein Mann für ein fünfjähriges Kind thun kann, freylich mißte ich überall die zärtliche Pflege von Weiberhänden, das zeigte meine Kleidung und meine ganze Person, welche nun seit mehreren Wochen weder geändert, noch gereinigt worden war."

„So schmutzig ich war, so hatte ich doch das Glück, des eben wieder freygewordenen Königs von Frankreich Augen auf mich zu ziehen. Er ließ sich von Joinville die Art erzählen, wie ich in seine Hände gekommen sey, und fragte nach meinem Namen. Ich bin ein Knabe, und heiße Barthelemy, antwortete ich. Joinville lachte, und sagte, dies sey die Formel, mit welcher ich allemal diese Frage zu beantworten pflege, auch setzte er hinzu, man halte mich aus verschiedenen Umständen für einen Sohn des Ritters Amis von Montfaucon, der in der sarazenischen Gefangenschaft gestorben sey, und ich behielt also den Namen Barthelemy von Montfaucon, bis auf diesen Tag."

„Wahrhaftig, sagte der fromme König mit einer Thräne im Auge, wer ein solches Kind aufnimmt in Gottes Namen, der nimmt ihn selbst auf! Seneschall, schenkt mir Euren angenommenen Sohn, wir wollen den versprochenen Lohn an jenem Tage theilen!"

„Mein König, antwortete Joinville, der möchte wohl ganz allein auf die Rechnung des Sarazenen Billah fallen, weder Ihr noch ich thaten für den jungen Montfaucon, was dieser Ungläubige that.“

„Das Ende von diesem Gespräch, welches ich damals nicht so beachtete, sondern es nach der der Zeit erst, wenn mir die Geschichte meiner ersten Kindheit wiederholt ward, oft erzählen hörte, das Ende von diesem Gespräch war, daß mich der König, so wie ich war, auf seine Arme *) nahm, mich küßte, und einem seiner hinter ihm stehenden Hofbedienten übergab.“

„Mein Glück sorgte wunderbar für mich, unter was für gute Menschen hatte es mich Verlassene stufenweis gebracht! Arnold, der Sarazen, Joinville und sein König wetteiferten zu meinem Besten, aber den Preis vor allen trug doch derjenige davon, der mich aus des Königs Hand in seine Arme nahm, und nach seiner Wohnung trug, mir daselbst die zahllosen Dienste zu leisten und leisten zu lassen, deren ich so sehr bedürftig war. Es war der alte Ysembart, der Koch des Königs, der mit ihm in Turanschahs Gefangenschaft gewesen war, und ihm daselbst die höchste

*) Keine besondere Ueberwindung für den, welcher aus Andacht einst einem Aussätzigen die Hand küßte.

Treue erwiesen hatte. Seit er nebst seinem Herrn frey geworden war, bekleidete er unter den Höflingen eine Stelle, die er nicht so wohl darum gewählt hatte, weil sie ansehnlicher war, als seine erste, sondern weil sie ihm der Person seines lieben Herrn näher brachte."

„Keine frömmere, edlere, truglosere Seele, als dieser Ysembart, giebt es nicht; ihm danke ich mein ganzes All, ihm danke ich die Erziehung, die Grundsätze, die mich in dieser und jener Welt glücklich machen müssen, die mir mein hiesiges Loos erleichterten, und mich dort ein besseres hoffen lehrten."

„Ysembart wußte sehr wohl, daß sein Zögling eine Adelheit und kein Barthelemy war, aber ehe er es dem Könige meldete, hielt er für gut, deshalb mit seinem Beichtvater, einem alten Franziskanermönch, darüber zu sprechen. Die Ursach, warum dieser für gut hielt, daß ich meinen Namen beybehalten sollte, die Ursach, warum mir, so wie ich älter ward, von diesen beyden, welche meinen wahren Namen allein kannten, unabläßig eingeschärft wurde, mich niemanden zu offenbaren, habe ich nie erfahren können, ich folgte den Anweisungen, die ich von meinem Pflegvater und dem Bruder St. Remi, meinem Lehrer, erhielt, blindlings, und noch habe ich nicht Ursach gehabt, meine Folg-

samkeit zu bedauren; als Mädchen würde ich in der Welt eine noch armseligere Rolle gespielt haben, denn als Jüngling."

„Der edle Herr von Joinville ließ sich den Antheil an meiner Erziehung, auf welchen er Ansprüche zu haben glaubte, nicht nehmen, er sahe mich täglich mehrere Stunden, und strebte mich zu dem zu machen, was ich vermöge meines Charakters, vermöge meines Geschlechts nie werden konnte. Ach dieser Arm war zu schwach, das Heldenschwerd führen zu lernen, das er mir so oft in die Hände gab, diese stille Seele neigte sich von Natur mehr zu frommer andächtiger Melancholie, als zum kühnen Muth eines Kriegers! Ich gestehe, daß ich dieserhalb viel von ihm gelitten habe, und daß ich, blos um seine Achtung nicht ganz zu verlieren, oft über mein Vermögen that, doch kann ich mich nie rühmen, eine Ritterthat würdig seines Beyfalls vollbracht zu haben, als einmal, da es Ludwigs Leben galt, und es mir gelang, ihn zu retten."

„Zu ihm, zu diesem König, neigte sich meine ganze Seele hin; ich liebte in ihm nicht allein den Fürsten, der der Abgott seines ganzen Volks war, nicht allein meinen Vater und Versorger, nicht allein den, der, um einem Verlassenen persönliche Lehre und Unterricht zu ertheilen, oft die königliche Würde vergaß, nein, auch Lud-

wig den Heiligen. Mein Pflegevater, Ysembart, und mein Lehrer, St. Remi, lehrten mich ihn bereits bey seinem Leben als ein überirdisches Wesen betrachten, und zeigten mir sichtbar die Glorie um sein Haupt, die ihn einst in himmlischen Welten verherrlichen mußte."

„Ysembart, der Zeuge seines Lebens, seiner Andacht, und seiner Leiden in Turanschahs Gefangenschaft, zu der Zeit, da den heiligen König niemand beobachtete, war unerschöpflich in kleinen Geschichten, welche meine Andacht zu ihm fast über die Gebühr erhöhten. Es entzückte ihn, das nehmliche Feuer für den geliebten König in mir zu entzünden, das in seinem eigenen Herzen glühte. Ich bin alt, hörte ich ihn einst zu dem Bruder St. Remi sagen, es ist billig, daß ich unserm Ludwig bey meinem Tode eine gute Seele hinterlasse, welche, so wie ich gethan habe, für sein Bestes wachen wird. Schade ists, daß unser Montfaucon ein Weib ist; wie nahe könnt ich ihn, wär er ein Jüngling, an die Person unsers Königs fesseln!"

„Nicht Schade, Ysembart, antwortete der Franziskaner, das Geschenk, das Ihr ihm in unserer Adelheit macht, ist um desto köstlicher. Kein männliches Herz ist der Stärke und Zärtlichkeit, des Ausdaurens im Elend, der Treue bis zum Tode so fähig, als das weibliche. Unsere Pfleg-

tochter wird mehr für Ludwig thun, als selbst ihr leisten konntet. Ihr Geschlecht thut hiebey nichts, da es verborgen bleibt."

„Dankbarkeit, Bewunderung und natürliche Sympathie waren es also nicht allein, was mich für diesen König fesselte, auch der Wille meiner Freunde. Was ich zu Ludwigs Ruhm von Yembart und St. Remi täglich hörte, das wiederholte mir auch Joinville, nur in etwas nüchterneren, weniger überspannten Ton, als jene, und was diese drey mir sagten, das bejahte das Volk im Chor, und mein eigen Herz sprach Amen dazu, da ich Gelegenheit hatte, den mildthätigen, frommen, fehlerlosen König in seinen geheimsten Stunden zu beobachten. Wunsch, diesem Heiligen nachzuahmen, Wunsch, wenn ich dieses nicht könnte, mich wenigstens seinem Dienst ganz aufzuopfern, brannte in meiner Seele, und nichts konnte mich niedergeschlagener machen, als der Gedanke, einst von ihm scheiden zu müssen."

„Ich wuchs heran, der Herr von Joinville sprach mit mir von den Waffen, und Yembart nebst dem Franziskaner, ich weis nicht, ob mit vollem Ernst, vom Kloster. Ich verwarf das eine und das andere, und erhielt, ohne weitere Rücksprache mit einem von meinen Rathgebern

zu

zu halten, einst ohne Mühe vom Könige die Anweisung zu dem einigen Geschäft, das ich mir im Leben wünschte, eine Stelle unter den Kämmerlingen des heiligen Königs."

„Joinville zürnte mit mir, und nannte mich einen weibischen Menschen, meine andern beyden Vormünder ergaben sich gern in das, was sie vielleicht, Yembart wenigstens, ernstlich wünschten. Der Franziskaner meynte, die Zeit müsse meinen Beruf bestätigen, und ich könne, fänd ich dereinst eine andere Stimme in meinem Herzen, allemal noch heimlich dem Hofe entfliehen, und mich dem Kloster widmen."

„Zwey Dinge machten mich in der Folge gewiß, wenn ich auch noch irgend gewankt hätte, und der Dienst des heiligen Ludwig ward und blieb dem Dienst jedes andern Heiligen, welchen mir der Beichtvater vorschlug, unabänderlich vorgezogen."

„Der König ward bald nach seiner Rückkunst in sein Land gefährlich krank; der Tod seiner Mutter, der Königin Blanka, der Gram beym Wiedersehen aller geliebten Gegenstände, die er in Frankreich zurückgelassen hatte, nur sie zu vermissen, war es ohne Zweifel, was ihn darnieder warf, nie hat man ein Herz voll frömmerer, kindlicher Liebe gefunden, als das seinige."

„Seine Gemahlin, die Königin Margarethe, kam bey Tage nicht von seinem Lager. Ysembart, St. Remi, und ich waren die Hüter seiner Nächte."

„In einer Nacht, in welcher ich mit dem ersten die Wache hatte, war es, da mich eine Begebenheit völlig zu jener tiefen Verehrung des heiligen Königs hinriß, welche mich einst lehren wird, auch mein Leben willig für ihn aufzuopfern. Ysembart hatte mich bis um Mitternacht mit dem unterhalten, was er ehedem an der Seite seines Herrn in der orientalischen Gefangenschaft erfuhr, wie nur er, der glückliche Ysembart, den Zutritt bey dem königlichen Gefangenen behielt, nur er sein Tröster in mancherley Leiden und Demüthigungen, sein Pfleger in der fürchterlichen Krankheit war, mit welcher der Heilige damals befallen wurde."

„Ich neidete das Geschick des Erzählers, das ihn so großer Proben der Treue fähig machte. Thränen flossen in seine Worte. Unsere Empfindungen übermochten uns, wir schwiegen beyde, der geliebte Kranke schlief, die Kerzen brannten dunkel, rund um uns her ruhte die tiefste Stille der Mitternacht."

„Meine Augen waren fest auf eine große Flügelthür gerichtet, welcher ich gegen über saß; sie öffnete den Eingang zu des Königs Kapelle,

und es ist zu errathen, mit welchen Gedanken ich meine Blicke zu dem Heiligthum erhub, wo ich ihn so oft mit der Miene eines Verklärten hatte beten gesehen."

„Auf einmal erhub sich ein leises Geräusch im Zimmer, die Flammen der Kerzen wehten, wie vom sanften Winde bewegt, die Thür ging auf, und eine dünne Nebelgestalt schwebte hinein, die ich nicht beschreiben kann, sie war zu leicht, zu unwesentlich, um mit irdischen Augen ganz gefaßt zu werden."

„Ich hatte mir wohl oft in Stunden schwärmerischer Andacht die Erscheinung überirdischer Wesen gewünscht, auf diese hier war ich nicht vorbereitet. Mein Herz schlug hörbar. Ich machte eine Bewegung, als wenn ich mich erheben wollte, da winkte mir mein bejahrter Gefährthe mit ernster Miene, zog meinen Sitz dichter zu sich heran, und hielt meine Hand fest in der seinigen."

„Ich zitterte, nachdem die Gestalt die Runde im Zimmer gemacht hatte, sie sich dem Bette des erlauchten Kranken nähern zu sehen; ich besorgte irgend ein Uebel für ihn, und wollte zum zweytenmal aufstehen; Ysembarts zürnender Blick und seine starke Rechte hielten mich fest auf meinem Orte, bis der Geist von

Ludwigs Lager zurück kam, schnell vor uns vorüber gleitete, und in der Tiefe des Zimmers wie Dunst zerfloß.“

„Wir sahen seinem Verschwinden nach, ich wahrscheinlich mit mehr Empfindung, als mein Beysitzer, denn meine Haare sträubten sich empor, und ein Fieberschauer bebte durch alle meine Glieder.“

„Montfaucon, sagte Ysembart, nachdem er aufgestanden war, nach dem Könige gesehen und die Lichter heller brennen gemacht hatte. Ihr müßt diese Dinge gewohnt werden; die Erscheinung, welche Euch so mächtig bestürzt macht, sahe ich heute nicht zum erstenmale. Als Ludwig, der wohl mit Recht unter besonderer Obhut guter Geister ruht, zu Mansure dem Tode nahe war, erhellte die nehmliche Gestalt unsern Kerker, trat zu des Königs Strohlager, und legte die Hand auf seine Stirn. Dieses Wesen sey was es sey, ich halte es für den Engel der Genesung, und verzage nun nicht an Ludwigs Aufkommen. Er genaß auch jenesmal; der Sultan von Egypten ließ ihn frey, und wir sahen nach manchen Mühseligkeiten das Vaterland wieder, das wir auf ewig für uns verloren glaubten. Auf alle Fälle seht Ihr, daß dies ein Gesicht guter Deutung ist, und daß wir nicht zu zittern haben.“

„Was der treuherzige Alte vorauszusehen glaubte, geschah, unser guter König genas. Auf mich that diese kleine Begebenheit, welche vielleicht bey den Wenigsten Glauben finden wird, die Würkung, daß sie meinen Entschluß, mich ganz dem Dienst meines frommen Herrn zu weihen, unumstößlich machte.“

„Theils meiner Bestimmung noch gewisser zu werden, theils mir zu derselben die nöthigen Kräfte zu holen, unternahm ich eine Wallfarth nach dem heiligen Grabe. Ich entfloh heimlich von des Königs Hofe, ich achtete es nicht, all die ich liebte, ein Jahrlang in Kummer und Ungewißheit zu lassen, wohin ich gerathen, oder was aus mir geworden wär, und kam in der bestimmten Zeit von dem Orte, den man mit großer Heereskraft und weitläuftigen Anstalten so selten erreicht, glücklich zurück, ohne etwas anders als die gewöhnlichen Pilgermühseligkeiten erfahren zu haben.“

„Mein gewagter Zug, der denen, welche mein Geschlecht und meine natürliche Furchtsamkeit kannten, noch gefährlicher dünkte, erwarb mir überall Liebe und Achtung, und ich kann mich rühmen, von dieser Zeit an, Ludwigs liebster Diener geworden zu seyn. Er hörte mich gern von den heiligen Orten sprechen, die ich gesehen hatte, und faßte vielleicht in diesen Augen-

blicken Entschlüsse, deren Ausführung ich nun mit Entzücken entgegen sehe."

„Himmel! hörte ich ihn oft sagen, meine Gemahlin, mein Diener haben es gewagt, was ich nicht wagte? gesehen, was ich nicht sah? steht nur für Ludwigen der Weg zum heiligen Grabe nicht offen? soll nur er nicht an der gebenedeyten Stelle knieen?" —

„So hoff' ich denn zu Gott, meinen Herrn noch einmal auf einem Zuge wider die Ungläubigen zu begleiten, o daß er uns nur genau in die Gegenden führen möchte, wohin ich wünsche! Gott verzeihe mir, wenn meine Begierde nach dem heiligen Kreuzzuge, nicht das Verlangen ist, das Blut der Feinde des Glaubens fliessen zu sehen; ich bin ein Weib, und verabscheue jeden Blutdurst, auch selbst wenn ihn, wie man sagt, die Religion rechtfertigt; friedliche Andacht zieht mich wieder in jene Gegenden, und denn noch ein Gedanke, der freylich zu profan ist, um einen rechtmäßigen Grund zu einer heiligen Reise abgeben zu dürfen. Ich weis, es war eine der orientalischen Städte, Gott weis welche, in welcher ich meine erste Jugend zubrachte, meine Mutter verlor, und meinen Freund Herman zurückließ, sollte es nicht möglich seyn, dort auf Spuren zu kommen, welche zu meinem Glück leiteten?"

„Ich arme Verlassene, Einsame, in die Welt Hingeworfene! wer bin ich? weis ich auch nur meinen Namen? und ist mirs zu verdenken, wenn ich Sehnsucht nach dieser Kenntniß fühle? — O du mein unbekannter Freund und Verwandter, an den ich diese Blätter richte, nicht denkbar ist dir meine traurige Lage, nicht denkbar die Sehnsucht, mit welcher ich dem Augenblicke, der uns vereinigen soll, entgegen sehe!"

„Seit ich die Welt sah, seit ich besser beurtheile, welch seliges Verhältniß zwischen Eltern und Kindern, zwischen Geschwistern und Blutsverwandten statt findet, seit dem fühle ich mit doppelter Bangigkeit, wie einsam ich bin, noch mehr fühle ich es, seitdem mein Pflegvater Ysembart und der fromme St. Remi nicht mehr sind. Mit ihnen ist alles Irdische mir abgestorben; kein Sterblicher weis jetzt um meine wahre Lage. Sollte Ludwig sterben — früher Tod ist ihm geweissagt, — sollte ich denn, wie gewiß geschehen wird, dieses Lebens müde werden, und mich nach der Stille eines Klosters sehnen, wer soll mir denn in die heiligen Schatten verhelfen? — Sollte ich selbst frühzeitig ins Grab sinken, — und solche Ahndung schwebt mir oft vor — welche Beschimpfung hat mein Andenken noch nach dem Tode zu gewarten? — Wird nicht selbst der edle Joinville, auf dessen Beyfall mir nächst

Ludwigs alles ankommt, wird er nicht mit Verachtung, Mißtrauen und dem schimpflichsten Verdacht auf das verkappte Mädchen hinsehen, mich eine Falsche, eine Betrügerin, Gott weis, was alles schelten, anstatt meine Asche zu segnen und für die Ruhe meiner Seele zu beten?"

„O du, dem ich mich einig anvertrauen möchte, dessen Erscheinung mir auf mein Gebet verheissen ward, Freund, Bruder oder Verwandter, komm bald! mein Schicksal gebietet Eile!"

Auf der Küste von Afrika.

Ich habe kürzlich einen Mann gesehen, kürzlich einen Namen gehört, welcher in mir die seltsamsten Gefühle rege macht. Was ists, das ich für diesen Fremdling fühle? — Liebe vielleicht? sollte mein Herz einer so weltlichen Empfindung fähig seyn? Und sein Name? — Feuchtwangen? Schweben nicht Erinnerungen aus tiefer Vergangenheit herauf, welche mir sagen, ich hätte diesen Namen mehr gehört? — O Herman! Herman! täuscht mich mein Gedächtniß nicht, so war es der deinige! Solltest du dieser Unbekannte selbst seyn? — Unmöglich! wenn die Zeitrechnung mich nicht irre leitet! Aber vielleicht

dein Bruder, ein Angehöriger von dir, der auch um mich wissen, auch mir in mancher Dunkelheit zurecht helfen könnte! — O daß ich ihn näher kennen, ihn nur einmal sprechen könnte, diesen edeln Deutschen! O Konrad! Konrad! als der König die heiligen Reliquien, die Gaben deines Ordens aus deinen Händen empfing, da verband sich mein Herz mit dem deinigen! Ich würde mich zu dir drängen, würde um deine Freundschaft werben, machte nicht die Kenntniß, die ich von mir selbst habe, mich schüchterner als ein Jüngling seyn darf, sagte mir nicht ein geheimes Gefühl: ich liebe, und muß den meiden, dessen Anblick mich zu Empfindungen hinreißt, welche meiner Bestimmung entgegen sind!"

„Ach es ist ein sonderliches Geschick, das meinige! wär es nicht lästerlich, ich würde sagen, überall ward ich von demselben gemißleitet! Selbst diese Reise, diese lang erwünschte vom Himmel erbetene Kreuzfarth an der Seite meines frommen Königs, führt sie mich auch in die Gegenden, wohin ich wünschte? Ach jene Paradiese, welche ich gleichsam nur im Traum sahe, liegen weit, weit von den brennenden Sandflächen, auf welchen wir jetzt schmachten. Zu unserm Verderben schienen wir hierhergeladen zu seyn! Der Wind aus der Wüßten, die dörrende Sonnenglut bringt uns um! schon fühle ich den Tod

in allen Adern! Mein Herz ist matt, Gott gebe, daß es nicht ehe aufhöre zu schlagen, bis ich dich, langgewünschten Freund, gefunden, Konrad von Feuchtwangen noch einmal gesehen, und dem Heiligen, dessen Dienst ich mich weihte, die höchste Treue bewiesen habe."

Beherzigungen.

Dieses wars, was der deutsche Ritter in den Blättern lesen konnte, zu welchen er auf so wunderbare Art gekommen war. Dem, was wir dem Leser davon vorgelegt haben, folgte noch ein Anhang, von welchem wenig leserlich war. In einer Zeichensprache geschrieben, mit Willen undeutlich gemacht, oder schon im Taumel tödender Fieberhitze aufs Papier hingeworfen, enthielten diese Zeilen vielleicht nichts als Ergiessungen eines Herzens, welches nicht wußte, was es aus sich selbst und seinen Gefühlen machen sollte, eine Seele, die an schwärmerischer Liebe und Andacht krank lag, und durch körperliche Schwäche in noch verwickeltere Labyrinthe geleitet wurde.

Es ist unmöglich, das auszudrücken, was Konrad bey Lesung dieser Blätter empfand. Welches männliche Herz hätte sich nicht für die un-

glückliche Schreiberin intereßiren sollen; und wie mußte ihm zu muthe seyn, dem diese Adelheit viel näher anging, als jedem andern. Die Schwärmerey, mit welcher sie ihr Herz vom ersten Anblick an ihn gehangen zu haben schien, war nicht das einige, was das seinige unruhiger für sie schlagen machte; in ihrem Namen, in ihren Jugendschicksalen lag viel, das ihn auf die sonderbarsten Muthmaßungen leitete. Wer war sie? wer ihre Mutter? wer jener Herman? War es bloße Täuschung eines durch Liebe irre geleiteten Gedächtnisses, daß sie dem Freund ihrer Kindheit den Zunamen, Feuchtwangen, gab? — Fand er nicht vielmehr in diesen Dingen unversehene Fingerzeige eines spielenden Verhängnisses, wohin er seine Nachforschungen nach einem Bruder richten sollte, der, wenn man die Sache aufs genauste nahm, die einige Ursach seiner orientalischen Reise war?

O Montfaucon! Montfaucon! rief er, du warst mir, so heiß du es wünschtest, nicht durch Blutsfreundschaft verbunden, mir nicht durch jene Sympathie verwandt, die nun nach deinem Tode erst für dich in meinem Herzen erwacht, aber verflochten in meine Schicksale bist du auf die wunderbarste Art; die, welche dir die liebsten waren, waren es sicher auch mir. Sie wiederzufinden, wirst du mir ein leitender En-

gel, dessen Wink ich verehre, und ihm blindlings zu folgen gedenke.

Der deutsche Ritter las die Aufsätze des sogenannten Montfaucon mit immer neuer Ueberzeugung, jener Herman sey auch der seinige, und in Orient müsse er ihn suchen, was Adelheit von Welschneuenburg betraf, die er gern für die Mutter seiner verstorbenen Freundin gehalten hätte, so konnte er auf keine Weise mit sich einig werden; Irrthümer in Zeit und Charakter hätten hier angenommen werden müssen, die er sich nicht als möglich denken konnte.

Während Ludwigs Tod den schnellen Zurückzug der christlichen Völker aus diesen tödtlichen Regionen verursachte, während Joinville und die andern Freunde des geliebten Königs, für seine theuresten Ueberreste sorgten, erwog Konrad, daß für ihn nun nichts mehr in diesen Gegenden sey, daß er die Geschäfte seines Ordens weiter tragen, und dabey das Geschäft seines eigenen Herzens, die Wiederfindung des Verlornen nach Möglichkeit betreiben müsse.

Nie hat wohl ein irrender Ritter seinen Zug mehr auf das Ungewisse richten müssen, als er in Ansehung des letzten. Er hatte keinen andern Wegweiser, seine Muthmaßungen zu leiten, als Montfaucons Nachrichten, und wie ungewiß waren dieselben! Welches waren die Ge-

genden, wo sie zuerst in den Armen ihrer Mutter jenen Herman kennen lernte? befand sich dieser Herman auch noch daselbst? Wo sollte man ihn suchen? — In Orient? o fürwahr, die Gegenden, welche man unter diesem Namen begriff, waren weitläuftig genug, einen Forscher das ganze Leben hindurch zu beschäftigen, und ihm am Ende mit nichts als der Entdeckung zu lohnen, daß man einem Hirngespinnste nachgejagt sey!

Von all den Wegen, welche der deutsche Ritter nahm, von all den Abentheuern, welche ihn auf denselben aufstießen, nichts; wir sehen uns nahe am Ende des ersten Theils einer Geschichte, in welche so viel unvermeidliche Episoden sich einflochten, daß der Vorwurf der Weitschweifigkeit schwer zu vermeiden ist, noch schwerer der, daß einer der Helden, die wir anfangs unsern Lesern nannten, sich noch gar nicht gezeigt hat, und zu wenig Raum behielt, seine Rolle zu spielen.

Von den sonderbaren Dingen, was unserm Konrad auf seiner Farth begegnete, dürfen wir jedoch eins nicht übergehen; oft führt nach langem Herumirren ein einziger Zug, ein einziger Nebenpfad uns ans Ende wunderbar verschlungener Wege. Die Reise durchs Leben geht in dichten Schatten zwischen Gebüschen und Hügeln

hinweg, wir sehen wenig mehr von unserm Pfade, als den Schritt, welchen wir eben thun. Das Ziel der mühsamen Wanderschaft bleibt uns oft bis ans Ende verborgen, doch zuweilen tritt es schnell aus dem Nebel hervor; eine kleine Anhöhe, ein unbedeutendes Gesträuch verbarg es uns, und wir sind ehe am Ende als wir meynten.

Ein alter Freund.

Das Jahr lief zu Ende, welches dem Ritter von seinen Obern zur orientalischen Reise bestimmt worden war, noch befand er sich in den Gegenden von Niederegypten, wo tausend kleine Umstände seinen Aufenthalt verlängerten. Geschäfte mit dem Statthalter des Sultans von Egypten, hatten ihn lange zu Damiette aufgehalten, die Schiffe, welche zur Ueberfahrt nach Europa fertig lagen, wurden durch ungünstige Winde gefesselt, alles schien sich vereinigt zu haben, zu Stunden des langen Verweilens noch Stunden, zu Tagen noch Tage hinzuzuthun.

Die Gegenden um Damiette sind schön, lieblich ihre Orangenwälder, entzückend ihre Aussichten durch ewig grünende Gebüsche, auf die Wasser des Nils, und die noch schönere spiegel-

helle Fläche des Sees Menzaleh; zahlreiche Inseln übersäen ihn, alle mit dichten Schatten von Citronen- und Tamarindenwäldern bekrönt, alle von Wohlgerüchen duftend. Auf einer derselben hatte der Statthalter eine Villa, welche er dem Ritter, den er liebte, und mit dessen Verhandlungen er zufrieden war, zum Aufenthalt verstattete.

Konrad lebte hier wie ein kleiner orientalischer Fürst, nichts gebrach, ihn zu allen Wollüsten einzuladen, deren Genuß ihm das Kreuz, das er trug, versagte, und für welche sich in seinem Herzen wenig Neigung regte; Einsamkeit, Nachdenken, Erinnerung, Sehnsucht, Kummer über fehlgeschlagene Erwartungen, schwache Hoffnung zu bessern Glück, dies beschäftigte ihn hinlänglich, um ihm jeden andern gefährlichern Zeitvertreib entbehrlich zu machen, und da er diesen traurigen Genuß überall haben konnte, so betrauerte er die Gegenden von Damiette nicht sonderlich, die er nun, wie ihm eine Botschaft des Statthalters meldete, morgen verlassen konnte.

Der Mann, der ihm diese Botschaft brachte, war einer von Ebn Aibecks Sclaven, welchen Konrad, ungeachtet seines langen Aufenthalts zu Damiette, noch nicht gesehen hatte, und wie war es auch möglich, die Heere von Dienern zu kennen, welche die Hofstatt eines Lieblings des

Sultans von Egypten ausmachten; Leute, die, ob sie gleich den Namen von Sclaven führten, doch nichts an sich hatten, das die Kette verrieth, und die vielleicht mit den Dienern manches europäischen Königs nicht würden getauscht haben.

Der Abgeschickte des Statthalters war einer von denen, welche den Schimmer ihres Standes besonders sichtbar trugen, er war Ebn Aibecks Liebling, der Aufseher über seine weitläuftigen Besitzungen, der Joseph dieses neuen Potiphar. Konraden besonders zu ehren, hatte er eben ihn zum Abgeschickten gewählt, und er hatte vielleicht noch einige andere Ursachen, sich gern zu diesem Geschäft wählen zu lassen.

Konrad empfing ihn, wie man ausgezeichnete Diener großer Herrn empfängt, empfing ihn mit doppelter Aufmerksamkeit, weil er in seiner Person etwas fand, das dieselbe ganz fesselte.

Nach einer kurzen Unterhaltung über die Ursach seiner Ankunft, fragte Konrad nach seinem Namen.

Welchen verlangt Ihr zu wissen, fragte der Egyptier, dessen Farbe bey den schönsten ausgebildetsten Zügen, die man bey einem bejahrten Manne finden kann, von seinem heißen Vaterlande zu zeugen schien, welchen verlangt Ihr zu wissen,

wissen, meinen morgenländischen, oder den, welchen ich in meinem Vaterland führte?

Welches ist Euer Vaterland?

Europa.

Ziemlich unbestimmt! Welcher Theil von Europa?

Beynah der nehmliche, wo Ihr das Licht erblicktet.

Der nehmliche? Kennt Ihr mich?

Wenn ich Euch nicht kennte, würde ich mich so gedrungen haben, Konraden von Feuchtwangen zu sehen?

O Gott! schrie Konrad, sollte ich das Glück haben, in diesen Gegenden einen Bekannten zu treffen?

Will es der großmüthige Feuchtwangen nicht viel lieber Unglück nennen, einen seiner Bekannten einen Sclaven zu sehen? Kehrt Euch nicht an den guten Anschein meines Looses, kehrt Euch nicht daran, daß ich selbst Euch gestehe, mein Herr ist mein Freund, Ketten lasten allemal, man wünscht sie abzuschütteln.

O, rief der deutsche Ritter, diese Fesseln sollen bald gebrochen werden, wenn Geld oder Vorspruch Euch lößen kann! Wo mein Vermögen nicht hinreicht, da stehe ich für die Verwendung meines Ordens. Wollt Ihr abwarten,

was ich in Europa für Euch thun werde, oder glaubt Ihr, daß der Statthalter meine Bürgschaft annehmen wird? —

Davon hernach! fiel Ebn Aibecks Diener ein; wenn Ihr meinen Namen wüßtet, Ihr würdet mir zutrauen, daß das Verlangen, frey zu werden, nicht die Hauptursach meiner Ueberkunft ist. Meine Loskaufung hat Zeit, ich bin meinem Herrn noch auf zwey Jahr und ein halbes verbunden. Erst dann, wenn ich seine Besitzungen, die er meiner Aufsicht vertraute, ganz nach europäischer Art verschönert habe, erst dann ist mir es erlaubt, an die Freyheit zu denken, die mir vielleicht, ich hoffe es zu der Großmuth des Statthalters wohl, unentgeldlich zu theil werden möchte.

Wenn es dieses nicht ist, schrie Konrad voll Ungeduld über die Weitschweifigkeit des Alten, was treibt Euch denn, mich aufzusuchen?

O daß Jahre meine Gesichtszüge so ganz geändert, oder mein Andenken so ganz aus Eurer Seele verlöscht haben! O daß Ihr in mir nicht den Einsiedler von Oedweiler erkennen, und aus meinem Namen Euch mein Geschäft bey Euch erklären könnt!

Der Einsiedler? schrie Feuchtwangen, der edle, von mir als tod beweinte Arnold von Winkelried? unmöglich! wie könnte der, welcher in

Billahs Armen verschied, noch leben? wie könnte der, den die Hand des hohen Alters bereits zur Erde gebeugt haben müßte, hier noch in der Stärke des funfzigjährigen Mannes vor mir stehen?

Konrad, antwortete Arnold nach einer gedankenvollen Pause, mein Leben ist voll der sonderbarsten Schicksale; wie ich jenesmal vom Tode errettet wurde, auf was Art sich meine gesunkenen Kräfte wieder verjüngten, dies bedürfte wohl einer eigenen, stundenlangen Erzählung, doch Euch diese zu geben, kam ich nicht hieher. Mich zog die Begierde, Euch Nachrichten zu ertheilen, welche Eurem Herzen wohl näher sind, als die Geschichte des vergessenen Winkelried.

Die Augen des deutschen Ritters füllten sich mit Thränen. — O, rief er, Hermans Freund und Adelheits Retter, wärs möglich, daß ich von dem einzigen, was mir auf dieser Welt theuer ist, von einem verlornen Bruder, durch Euch Nachricht erhalten, sie in dem Augenblick erhalten könnte, da ich schon alles aufgegeben hatte?

Ihr errathet das Glück, das ich Euch bringe. Nicht so bald erfuhr ich gestern bey meiner Rückkunft aus Oberegypten, wohin mich die Geschäfte meines Herrn getrieben hatten; daß hier ein Herr von Feuchtwangen sey, der nach einem verlornen Bruder frage, nicht sobald

erfuhr ich all die Mühe, die sich Ebn Aibeck, Euch zu Liebe, dieserhalb umsonst gegeben hat, als ich von ihm, diesem guten Herrn, um Erlaubniß bat, Euch Trost zu bringen, ehe Meere sich zwischen Euch und den Einzigen legen, der ihn Euch ertheilen kann! Ja, Konrad von Feuchtwangen, ich weis alle Schicksale Eures Bruders, weis, wo er gegenwärtig lebt, weis die Mittel, ihn wieder in Eure Arme zu bringen, aber ich verzage, daß Ihr im Stande seyn werdet, sie zu brauchen. Herman ist weit von hier, ihn aufzusuchen, würde eine zweyte Reise nöthig machen; die Euch bestimmte Zeit ist verlaufen, und ich kenne die strengen Gesetze Eures Ordens!

Wer jemals erfuhr, wie demjenigen zu Muthe ist der nach fruchtloser Mühe mehrerer Monate endlich alle Hoffnung verlor jemals den Zweck seines Bestrebens zu erreichen, wie demjenigen zu Muthe ist, der es sieht, daß nur ein Schritt zwischen ihm und der gänzlichen Vernichtung derselben lag, und dem in dem Augenblick, da er es am wenigsten meynte, noch Hoffnung zu besserm Geschick aufgeht, der denke sich Feuchtwangens Zustand, und schildre besser als ich es können würde, was er that und sagte, gegen Arnolden Freude, Dank, Verwunderung, Ungeduld, und tausend namlose Gefühle zu äussern, die in diesem Augenblick sein Herz überströmten.

Das Ende von Arnolds Rede, welche wohl im Stande gewesen wäre, seine Freude zu mäßigen, ward gar nicht von ihm beachtet. Er wußte, Herman lebte, lebte an einem bestimmten Orte, wo er nicht, wie bisher, ihn vergebens zu suchen fürchten mußte, lebte seines Namens und seiner Verwandtschaft nicht unwerth; dies war ihm genug! Zeit, Mühe, Versäumniß, und Verantwortung, welche er bey Aufsuchung des geliebten Bruders nicht achten durfte, kamen gar nicht in Anschlag, er überflog in dem ersten Entzücken, mit dem Feuer eines funfzehnjährigen Jünglings, in wenig Augenblicken die ganze Weite, die ihn und den Geliebten trennte, und sah ihn schon in seinen Armen.

Seine Ungeduld zu mäßigen, gab ihm Arnold die Geschichte von den Schicksalen des Verlornen, die wir unsern Lesern, so wie sie Konrad von ihm erhielt, mitzutheilen verbunden sind.

Geschichte des Verlornen.

Konrads und Arnolds Abreise durfte nicht verzögert werden, der letzte trieb zur Abfahrt, und der erste glaubte mit jedem Schritte, der ihn von

seinem gegenwärtigen Aufenthalte entfernte, dem Ziel seiner Wünsche näher gebracht zu werden.

Sie schifften auf den grünlichen Fluthen des Menzaleh, zwischen seinen blumigten Inseln hindurch, der Einsiedler von Oedweiler erzählte; und Konrad schenkte dem, was er von ihm erfuhr, einen Grad von entzückter Aufmerksamkeit, den wir freylich von unsern Lesern nicht hoffen dürfen.

Es sind heute ein und zwanzig Jahr, begann Arnold seine Erzählung, daß ich Euch nebst dem zehnjährigen Herman, in Begleitung der schönen Adelheit von Welschneuenburg eine Reise antreten sah, die, Ihr werdet es noch nicht vergessen haben, mir nicht allerdings gefiel. Hättet Ihr doch lieber den Knaben in der Gewalt des Abts von St. Gallen gelassen, oder noch mehr, hättet Ihr ihn lieber mir anvertraut, als ihn in solcher Gesellschaft nach einem solchen Lande übergebracht.

Ich will dem schönen Gallien nichts zu nahe geredet haben, aber wenn Ihr nicht selbst allda bleiben wolltet, was konntet Ihr dort für theilnehmende Sorge für einen fremden Knaben erwarten? Auch will ich mich nicht erkühnen, Eure angebetete Adelheit herabzusetzen, aber daß sie bey weitem das nicht war, wofür Ihr sie hieltet, das leuchtete jedem Unbefangenen in die

Augen, und das werdet Ihr aus der Folge dieser Geschichte gar bald erfahren, wenn Euch nicht die Geschichte jenes unglücklichen Mädchens, die, wie Ihr mir sagtet, unter dem Namen Montfaucon in Euren Armen starb, bereits auf gewisse Muthmaßungen gebracht hat.

Muthmassungen, fiel hier Konrad etwas unwillig ein, Muthmaßungen schweigen, so bald sie mit der Unmöglichkeit zu thun haben.

Unmöglichkeit? erwiederte Arnold mit Lachen, wenn Ihr noch gesagt hättet, Unwahrscheinlichkeit. Unwahrscheinlichkeit lag allerdings in Adelheits geglaubten Alter und ihrer gerühmten Truglosigkeit, daß sie, als man sie zur Gemahlin Friedrichs von Toggenburg machen wollte, schon Mutter eines zweyjährigen Kindes sey; aber die Künste des Putztisches machen die Jahre unserer Damen immer zweifelhaft, und bey einer Rathgeberin, wie Adelheit an ihrer Schwester Gertrud fand, lernte sie vielleicht manches verschweigen, manches über ihr Gewissen bringen, wozu sie sonst unfähig gewesen seyn möchte.

Höret, was ich in der Folge von diesen Dingen erfuhr. Adelheit war bereits in sehr zarten Jahren am französischen Hofe mit einem gewissen Ritter von Montfaucon in Liebe verstrickt worden, welchem sie die Hand heimlich

gab, weil ihre stolze Schwester Gertrud, und einige andere Verwandten, unter deren Aufsicht sie lebte, eine Verbindung mit einem gemeinen Ritter, ihrem hohen Stande ungemäß gehalten, und nimmermehr zugegeben haben würden.

Das Geheimniß der armen Liebenden ward entdeckt, man trennte sie, schickte den Gemahl nach dem heiligen Lande, und die junge Gemahlin in ein Kloster, wo jene Adelheit, die Namensträgerin ihrer Mutter, das Licht der Welt erblickte.

Man wußte Mittel, Montfaucons unglückliche Gemahlin mit der Zeit auf unverdächtige Art zu überzeugen, sie sey Wittwe, ihr Geliebter sey in Vertheidigung des heiligen Grabes gefallen. Man gönnte ihr einige Zeit ihre Thränen, trennte sie denn von ihrem Kinde, und brachte sie in ein anderes Kloster, wo sie bey der Miene von Unschuld und sanfter Schwermuth, bey ihrer großen Jugend, die noch wenig Abentheuer vermuthen ließ, sehr gut für das gelten konnte, was sie nicht war.

Ihr seyd Zeuge von dem Widerstreben gewesen, mit welchem sie die heiligen Mauern verließ, als Ihr und Graf Friedrich von Toggenburg von Adelheits Schwester abgeschickt wurdet, sie aus dem Kloster zu holen. Ich will glauben, daß sie wirklich die klösterlichen Schatten,

die ihrem Zustand so wohl ziemten, damals ungern verließ; ob ihre Gesinnungen sich immer gleich blieben, ob nicht Friedrich von Toggenburg oder der zärtliche Konrad von Feuchtwangen sehr bald einen Eindruck auf ihr Herz machten, welcher Montfaucons Andenken nachtheilig war, dies kann ich weder bejahen noch verneinen. Ihr, wären Eure Augen nicht von Leidenschaft verblendet worden, Ihr hättet hierin, so wie in vielen andern Adelheits Charakter betreffenden Dingen, viel richtigere Bemerkungen machen können, als ich, der das meiste von dem, was ich sage, nur von Hörensagen habe, welches sich aber freylich in der Folge durch den Augenschein bestättigt hat.

Das blutige Ende des Romans mit dem jungen Grafen von Toggenburg und die regensbergischen Geschichten, welche Euch besser bekannt sind als mir, verleideten Adelheiten, ihr Vaterland und das Haus ihres unglücklichen, verbrecherischen Schwagers zu verlassen, sie entschloß sich, zu fliehen, zu fliehen an Eurer Hand. Mütterliche Sehnsucht nach ihrer kleinen, in Frankreich zurückgelassenen Tochter, zog sie in dieses Land, die Treue, mit welcher Ihr sie begleitetet, würde vielleicht Eurer Liebe Vortheil gebracht haben, Ihr würdet vielleicht das Glück gehabt haben, dereinst der Gemahl der ältern, und der

Vater der jüngern Adelheit zu werden, hätte die erste nicht an dem Orte, wohin Ihr sie brachtet, eine Nachricht vorgefunden, welche Eure Hoffnungen mit einem Male zerstörte.

Die Aenderung in Adelheits Gesinnungen, die hartnäckige Zurückweisung Eurer Liebe, hattet Ihr der Post zu danken, wie der todgeglaubte Gemahl Eurer Geliebten, wie Montfaucon noch lebe. Die alte Liebe erwachte, die Treue gegen den Vater der kleinen Adelheit forderte ein Opfer. Plane und Entschlüsse wogten in der Seele der ältern Adelheit auf und ab, deren Entwickelung Ihr nicht für gut hieltet, abzuwarten, da Euch von dem ganzen geheimen Roman Eurer Dame nichts bewußt war. Man schützte sich gegen Euer Eindringen mit dem Vorgeben unsterblicher Liebe gegen den ermordeten Friedrich von Toggenburg. Voll Verzweiflung verliesset Ihr Frankreich, und kehrtet in Euer Vaterland zurück, kehrtet einsam zurück, ohne Euren Bruder mit Euch zu nehmen, den Ihr unter dem Schutz Eurer Adelheit und der Königin von Frankreich recht wohl aufgehoben hieltet.

O, Konrad, in was für Händen liesset Ihr dies verlassene Kind! in den Händen einer Königin, welche an nichts dachte, als an den irrenden Ritterzug ihres sonderbaren Gemahls, den sie mit machen wollte; in den Händen einer

jungen Frau, welche selbst für ein Kind zu sorgen hatte, und die mit weitaussehenden romantischen Planen umging, den ersten Geliebten ihres Herzens aus der sarazenischen Gefangenschaft, in welcher er sich befinden sollte, in eigener Person frey zu machen.

Die beyden Damen konnten sich der lastenden Sorge für den jungen Herman nicht besser entledigen, als indem sie ihn unter die Hofstatt des Grafen Robert von Artois brachten, der ihn mit sich zum Heereszuge nach dem heiligen Lande nahm, wohin er seinen Bruder, König Ludwigen, begleiten mußte. Um doch auch etwas für Eure Freundin zu thun, welche Ihr der Königin Margarethe so angelegentlich empfohlen hattet, brachte sie sie in das Frauenzimmer der Königin Blanka, ihrer Schwiegermutter, und that damit der guten Adelheit keinen sonderlichen Dienst, welche lieber so gleich dem Heereszuge des heiligen Ludwigs gefolgt wäre, um ihren Montfaucon desto eher wieder zu sehen.

Adelheit befand sich unter den Damen der Königin Blanka noch aus einer Ursach nicht an einem gewünschten Orte. Man sagte sich hier von ihren Abentheuern viel ihs Ohr, das sie mit dem undurchdringlichsten Schleyer des Geheimnisses zu bedecken glaubte. Der Verdruß über die mannichfaltigen Anspielungen auf heimliche

Liebesbündnisse, in welchen man Euch, guter Konrad, eine Rolle gab, die Montfaucon gespielt hatte, zehrte die arme Adelheit fast auf, je mehr sie stritt, und in Rücksicht auf Euch mit Recht streiten konnte, je hartnäckiger ward man in seinen Behauptungen. Weil man Adelheits Roman nicht recht wußte, so schmiedete man Geschichten, in welchen Adelheit, Konrad von Feuchtwangen, und der schöne Knabe, den sie mit herüber gebracht hatten, wider alle Wahrscheinlichkeit aufs wunderlichste durch einander gemischt wurden. Die Sagen behaupteten sich bey ihrem Rechte, kamen auch in der Folge vor die Ohren der Königin Margarethe, und wurden vielleicht der Grund von dem Kaltsinn gegen Adelheits Andenken, das Ihr ihr so sehr zur Last legtet.

Adelheit des Geschwätzes endlich überdrüßig, und voll Sehnsucht nach dem Gemahl, den sie aus der Gefangenschaft der Sarazenen befreyen wollte, entschloß sich, Frankreich heimlich zu verlassen.

Der Graf von Poitiers sollte seinem Bruder, dem Könige, noch einen ansehnlichen Rückstand von Völkern nachführen; Adelheit nahm ihre kleine Tochter aus dem Kloster, begab sich unter erdichtetem Namen in den Schutz des Grafen, der sie nicht kannte, und trat auf diese Art

eine Reise an, die sie statt des gehofften Entzwecks zu ihrem Unglück führte.

Während sie die langweilige Schiffahrt begann, welche durch widrige Winde verzögert, die Ursach von dem gehemmten Kriegsglück des heiligen Ludwigs ward, hatte dieser König mit dem ersten Heer der Kreuzfahrer schon Egypten erreicht. Damiette war bereits sein, sein Scherinschah und verschiedene andere Plätze; die Siege noch weiter auszudehnen, erwartete man nur noch den langsamen Grafen von Poitiers, und versäumte darüber kostbare Augenblicke, welche, nach dem Urtheil der Verständigen, hätten genutzt werden sollen.

Niemand fand das Säumen des frommen Königs, niemand die verträumten Tage mit Beten und Wallfarthen ausgefüllt, lästiger, als der feurige Graf Robert von Artois, in dessen Gefolg sich unser Herman befand.

Robert war ein junger feuriger Herr, für welchen selbst die fliegende Zeit einen zu trägen Schritt ging, und der nicht den kleinsten Theil derselben ungenutzt, mit Thaten unbereichert verstreichen lassen wollte. Während Ludwig den säumenden Grafen von Poitiers mit Gebet *) und

*) Durch dreytägige Wallfarthen ward, so sagen einige Geschichtschreiber der damaligen Zeit, seine Ankunft endlich vom Himmel errungen.

Fasten herbeyzuziehen suchte, wagte er wider des Königs Willen, wider aller weisen fürsichtiger Krieger Rath, eine kühne That, bey welcher er den Nachdruck des ganzen Heeres hätte haben müssen, wenn sie hätte ganz glücken sollen.

Roberts Hofstatt bestand aus lauter jungen feurigen Leuten, die sich seinem Charakter näherten. Die kühnsten Ritter waren in seinem Gefolg; wer sich zu lang überdachten weisen Zögern neigte, und überall der guten Gelegenheit erwarten konnte, der fand keine Gnade vor seinen Augen, alles, was sich frühzeitig hervordrängte, und die reisende Zeit einzuholen strebte, das hatte Anspruch auf seine Aufmerksamkeit; urtheilet hieraus, mit was für Augen er unsern Herman angesehen haben müsse, diesen Knaben, der im zehnten Jahre schon Jüngling zu seyn glaubte, und den auch würklich die Natur, diesen Wahn zu begünstigen, über sein Alter gebildet hatte. Sein Gesicht zeigte die volle Schönheit und Blüthe der zarten kindischen Jugend, indeß sein Wuchs sich hoch emporstreckte, und die Stärke seiner Glieder ihm immer einige Jahre mehr gab, als er würklich hatte. — Wie sein schönes Aeusseres, so war auch seine Seele. Sanftmuth, Zärtlichkeit, Festigkeit und hoher Muth waren in seinem Charakter in dem Grade vereint, der die vollkommenste Liebenswürdigkeit aus-

macht. — So wie er war, mußte er das Herz seines Herrn gewinnen, so wie Graf Robert war, mußte er die heiße, schwärmerische Anhänglichkeit seines jungen Dieners ganz auf sich ziehen. Herman hat mir in der Folge oft versichert, seine Liebe zu Friedrichen von Toggenburg sey nichts gegen diejenige gewesen, mit welcher er an dem Prinzen von Frankreich hing; kein Wunder; der sanfte Friedrich bey all seinen Vorzügen war auch kein heldenmüthiger Artois.

Graf Robert begünstigte nichts lieber als frühe Thatensucht; dem jungen Herman, der bereits ein leichtes Pferd tummeln und ein mäßiges Schwerd schwingen konnte, war schon verschiedene mal verstattet worden, seinem Herrn ins Treffen zu folgen. Nur kleine Scharmützel waren vorgefallen, doch Herman rühmte sich einiger Wunden, die er erhalten hatte, mit so vielem Stolz, als ein alter Krieger seiner Siege.

Das eine dieser Ehrenzeichen schmerzte noch, als Graf Robert den gewagten Streich unternahm, dessen ich eben gedacht habe, und welcher nichts geringers betraf, als die Eroberung von Mansure. Daß es bey dieser Aktion heiß zugehen würde, fühlte selbst der kühne Graf von Artois, er versammelte um sich nur die Ritter, welche nicht allein die kühnsten, sondern auch die geprüftesten waren. Dem jungen Herman den

Mitzug zu verstatten, war kein Gedanke; seine Gegenwart würde nutzlos, und für seine zarten Jahre so viel als gewisser Untergang gewesen seyn. Auch durfte sich der Prinz gar keiner unüberlegten Bitte in diesem Stück von dem Knaben besorgen, Herman war noch unter den Händen der Wundärzte, und der Endzweck des gegenwärtigen Zugs wurde gar nicht vor seine Ohren gebracht. Lebe wohl, mein Sohn, sagte Robert, der sich nicht entbrechen konnte, den jungen Feuchtwangen am Morgen des wichtigen Tages, ehe er zu Pferde stieg, noch einmal zu besuchen, lebe wohl, und rechne darauf, mich morgen um diese Zeit wieder zu sehen.

Ich hoffe dieses Glück noch ehe! stammelte Herman, lebt wohl, großer Prinz, Sieg oder rühmlicher Tod sey der Lohn Eurer Waffen!

O, Herman, ruhte der Geist der Weissagung auf dir? Sieg oder Tod, sagtest du? Sieg und Tod ward dem heldenmüthigen Artois zu theil. Durch die seltenste Wagniß, die nur der schlechte Erfolg mit dem Worte, tollkühn, brandmarken kann, ward Mansure an diesem Tage von dem christlichen Heer erobert; Robert triumphirte schon über diejenigen, welche nichts gespart hatten, ihn von der glänzenden That zurück zu halten; ach seine treuen Rathgeber, die

Tem=

Tempelritter und einige andere erfahrnere Helden als er, sahen voraus, daß diese Eroberung schwer, aber doch nicht so schwer, als die Behauptung derselben seyn würde!

Während die Christen in Mansure den Meister spielten, kam den bestürzten Sarazenen Hülfe von außen. Dem unglücklichen Artois, welcher mit den seinen schnell wie ein Sturmwind vorgedrungen war, hatte fast niemand folgen können, als der Graf von Salisbury und die tapfern Tempelritter, die ihn nicht verlassen wollten, ungeachtet sie heute durch Hohn und verschmähten Rath vielfach von ihm beleidigt worden waren. Von dem übrigen christlichen Heer waren die kühnen Ueberwinder abgeschnitten, eingeschlossen in der eroberten Stadt mit dem Tode und ihren Feinden. An diesem Tage fielen der Ritter vom Tempel zu Jerusalem mehr als zweyhundert, auch der Bruder ihres unvergleichlichen Großmeisters, auch Richard von Sonneck fiel, und Salisbury und noch mehr der edeln Helden, durch die Verwegenheit des jungen Robert von Artois unaufhaltsam in das Verderben hinabgerissen.

Der Streit war hart in den engen Gassen der Stadt, und auf den Mauern, Prinz Robert lag blutend in einem Winkel bey einer Mo-

schee, auf deren Thürmen die Hüter des Gebets, die sich durch das Blutbad unten in der Stadt nicht von Verwaltung ihres Amts abhalten liessen, eben den noch lebenden Musulmanen die dritte Stunde der Andacht zuriefen. Der klare, tönende, seinen Ohren ungewohnte Laut, erweckte den tödtlich Verwundeten aus dem Todesschlummer, in welchem sich seine Seele allgemach von den Banden des Leibes loszumachen strebte. Er öffnete mit Mühe die Augen; es war einsam um ihn, nur ein einiger Kriegsknecht kniete an seiner Seite, und beschäftigte sich mit seinen Wunden; eine zarte jugendliche Gestalt, nur durch das hochbehelmte Haupt und die drohenden Federn zu gewöhnlicher Mannsgröße erhoben.

Wer bist du, mein Helfer, stammelte Artois, ich sah dich heute unablässig an meiner Seite.

Da will ich auch sterben! schrie Herman, welcher den Helm abwarf, und mit Thränen, die seinem Alter besser ziemten, als die übrigen Thaten des heutigen Tages, die Hand seines geliebten Herrn an sein Herz drückte.

Herman! Herman! röchelte Robert, warum mußtest du mir folgen?

Herman antwortete nicht, mit der letzten That, die ihm die Treue für seinen Herrn eingegeben hatte, schwanden seine Kräfte, er legte sich zum Todesschlummer an Roberts Seite, und

die Stille, die vorher ihre Flügel über diesen grauenvollen Winkel ausgebreitet hatte, kehrte wieder.

Nach einer Stunde, da die Sarazenen ihre Ueberwinder völlig überwunden hatten, und sich nun beschäftigten, die Leichname der vornehmsten Erschlagenen aufzuheben, kam man auch auf diese Stelle, und fand den erstarrten Körper des Prinzen, und neben ihm den jungen Herman, in welchem noch ein Lebensfunke zu glimmen schien. Die Feinde stellten sich größere Dinge von diesem Funde vor, als mit der Wahrheit bestand. Die prächtige Rüstung des Grafen von Artois, war ihnen das Abzeichen königlicher Hoheit. Zu dem Gerücht, das sich gleich anfangs verbreitet hatte: König Ludwig habe hier in Person gefochten, gesellte sich nun der Ruf, er, der gefürchtete Feind der Ungläubigen, sey erschlagen. Den jungen Herman hielt man für einen der französischen Prinzen, und diesem Wahne hatte er die Sorgfalt zu danken, mit welcher man bemüht war, ihn für dieses Leben zu erhalten.

Während der Waffenrock des vermeynten Königs in der Stadt unter dem lauten Zujauchzen des Volks zur Schau getragen, und öffentlich über den Fall des sarazenischen Erbfeindes triumphirt wurde, brachte man den geglaubten

Prinzen in den Pallast des Emirs Fackreddin, des feigherzigen *) Vertheidigers von Mansure, der sich nicht schämte, den heldenmüthigen, kaum noch athmenden Knaben, vor sich bringen zu lassen, und ihn mit Hohn und Beschimpfungen anzureden.

Herman antwortete nichts, weil er zu matt war zu sprechen, vielleicht zu matt, das zu verstehen, was der Uebermüthige zu ihm sagte. Ohnmächtig brachte man ihn aus dem Vorsaal in das Frauenzimmer, in welches ihn Fackreddin, um ihn, wegen seiner zarten Jahre, zu verspotten, zur Heilung bringen ließ.

Von dem weitern Fortgang der sarazenischen und christlichen Waffen, von den Bemühungen König Ludwigs, das Blut seines Bruders zu rächen, und tausend andern hiehergehörigen Dingen, schweige ich, um meine Geschichte nicht zu weit auszudehnen. — Laßt uns bey Herman bleiben, über dessen unvermuthete Erscheinung bey der Eroberung von Mansure Ihr Euch wohl nicht werdet gewundert haben, da Euch der Muth und die Schlauigkeit des Knaben noch erinnerlich seyn wird. Nachricht von der diesmaligen Un-

*) Fackreddin saß eben im Bade, da Mansure von den Christen überfallen wurde. Es war schon über, ehe er sich noch waffnen konnte, und von ihm wär es wohl ungerettet geblieben, wenn sich nicht Bonduckdari mit Hülfe von aussen eingefunden hätte.

ternehmung seines Herrn zu erhalten, und seine Wächter zu betrügen wußte, ihm ja so leicht geworden seyn, als es seinem edeln Herzen leicht ward, mit Ueberwindung aller Todesfurcht, mit Hintansetzung aller Schwachheit und Schmerzen, Roberten nachzueilen ins Waffengetümmel.

Er blieb in Emir Fackreddins Frauenzimmer, und fühlte, weil er die morgenländische Sitte nicht kannte, nichts von der Beschimpfung, die für ihn in diesem Aufenthalt liegen sollte. Er ward ehe geheilt, als man erfuhr, daß man sich in seiner Person geirrt, und in ihm, statt eines französischen Prinzen, nur einen gemeinen Edelknaben erbeutet hatte.

Der Werth, den man auf seine Person setzte, schwand hiedurch freylich, aber mit demselben auch ein Theil des Zwanges, unter welchem er bisher gelebt hatte; zurückgesetzt ward er darum unter seinen Pflegern und Pflegerinnen nicht; er hatte sich durch das geduldige Leiden bey seiner schmerzhaften Heilung, und durch tausend gute Eigenschaften, besonders aber durch die Schönheit seiner Person aller Herzen erworben, und ward nach wie vor bedient, wie ein Prinz, ob er gleich nicht mehr dafür gehalten wurde.

Um diese Zeit war es, daß Fackreddins Harem, der billig für den glänzendsten in ganz Orient gehalten wurde, eine neue Schönheit sahe,

eine junge christliche Sclavin, welche man für den wichtigsten Theil der Beute hielt, die einer fliegenden Schaar des endlich einrückenden Grafen von Poitiers, bey einem Scharmützel abgenommen worden war.

Ich habe Euch den Grafen von Poitiers genannt, und Ihr errathet bereits, welches die die Dame war, die aus seinem Schutz in die Hände der Barbaren fiel. Die unglückliche Adelheit! ! Fesseln zu zerbrechen, war sie in ein Land gekommen, wo selbst Fesseln ihrer warteten! Einen gefangenen Gemahl wollte sie befreyen, die Nachricht von den Gegenden, in welchen er der Sclave eines harten Herrn war, hatte sie nicht irre geleitet, der hohe Preis, ihn loszukaufen, war in ihrer Hand, der Graf von Poitiers hatte sie zu Vollziehung der Sache mit einer gewaffneten Bedeckung versehen; aber ehe sie Rosette, wo Montfaucon in der Gefangenschaft schmachtete, erreichen konnte, kam ihr die bestätigte Post von dem Tode des Geliebten entgegen; sein treuer Diener, bisher sein Mitsclave, überbrachte sie ihr nebst wenigen, mit Blut auf die Leinwand eines Turbans geschriebenen Abschiedsworten, die der Unglückliche fast im Augenblick des Todes an seine treue Befreyerin abgefaßt hatte, um sie über fehlgeschlagene Hoffnungen zu trösten, und sie auf Freyheit und Wiedersehen in lichtvolleren Welten hinzuweisen.

Welch ein Trost konnte in einem solchen Abschied liegen? Adelheit rang mit der Verzweifelung; so nahe dem Wiederfinden nach langer Trennung den gehofften Entzweck zu verfehlen, wär mehr als sie ertragen konnte. Ihre Person war ihren Begleitern von dem Grafen von Poitiers, der nicht blind für Adelheits Reize war, ganz besonders empfohlen worden. Sie in den Ohnmachten zu unterstützen, welche sie nach der Schreckenspost mehr als einmal an die Pforten des Todes brachten, verweilte man in einem Gehölze, dessen Gefahren man nicht kannte. Da fielen Fackreddins Leute, deren einige Cohorten in diese Gegenden verlegt waren, heraus, ihre Anzahl war der kleinen christlichen Schaar überlegen; sie siegten, und Eure Adelheit, mein theurer Konrad, ward eine Sclavin, eben da ihre Seele von der Freyheit in himmlischen Welten träumte, deren ihr Gemahl bereits genoß.

Mit ihr gerieth ihre kleine Tochter, die sie nicht aus den Armen lassen wollte, in die Gewalt der Sarazenen, und während ihren Begleitern, so viel deren lebendig blieben, gleichfalls die Fesseln angelegt wurden, brachte man sie zu leichterer Gefangenschaft in Fackreddins Frauenzimmer.

Nichts war wohl, das das Elend der unglücklichen Dame ganz hinwegnehmen konnte, als

der Tod, aber Linderung war leicht, und sie sollte sie noch an dem nehmlichen Tage erhalten. Krank zum Tode ward Adelheit nach Mansure gebracht, krank war auch das schöne Kind in ihren Armen, welches das intereßante ihrer Erscheinung noch vermehrte. Das allgemeine Mitleid ward rege bey dem Leiden der reizenden Frau, selbst Fackreddins Weiber bemitleideten ihre Schmerzen, und wünschten ihr zu helfen, aber dies war unmöglich, da sie aus Unkunde der Sprache nicht mit einem Worte zu verstehen geben konnte, was ihr oder ihrem Kinde fehle.

Da besann sich schnell eine der Morgenländerinnen auf den europäischen Knaben, welcher eben die Sprache zu reden schien, die man aus Adelheits Munde hörte. Herman ward Adelheit vorgestellt; er sahe er erkannte sie, ihre matten Augen öffneten sich, auch ihn zu erkennen, und Ihr mögt urtheilen, ob ihr sein Anblick Trost war, in diesem fremden Lande, mögt urtheilen, ob Bekanntmachung ihrer Bedürfnisse, die man aus seinem Munde erwartete, der einige Vortheil war, der ihr aus der Wiederfindung ihres jungen Freundes zu theil ward!

In großen Leiden, wo wir wähnen, die ganze Welt sey zu arm, uns Trost zu bringen, ists oft eine Kleinigkeit, die uns Lindrung schafft. Adelheits Zustand ward durch Hermans Erschei-

nung nichts gebessert, sie blieb Wittwe und Sclavin, ungeachtet das Schicksal ihr ihn entgegen führte, auch war ihre Zuneigung für ihn in Europa nicht so glühend gewesen, daß man hier außerordentliche Freude des Wiedersehens hätte erwarten können; gleichwohl war es Eurer Freundin, als sie Euren Bruder sahe, als fiel ein grosser Theil ihrer Leiden von ihren Schultern. Auch Hermans Entzücken war groß, und man schloß sich gegenseitig mit solchen Ausbrüchen der Freude in die Arme, daß sich jedermann überzeugte, Mutter und Sohn, oder Bruder und Schwester haben sich hier wiedergefunden.

Der Wahn von dieser Verwandtschaft und die gemeinschaftliche Sprache, die hier sonst niemand verstand, ward das Mittel, den jungen Herman von seiner alten Bekannten unzertrennlich zu machen. Ihr habt viel Winke von diesen Dingen in der Geschichte der jüngern Adelheit erhalten; die meinige kann Euch zum Schlüssel jener Räthsel dienen, welche Ihr aus dem Munde des unglücklichen Mädchens vernahmt, das das Schicksal Euch so wunderbar entgegen führte, um in Euren Armen zu sterben.

Sie war damals der Hauptgegenstand der Sorge ihrer bekümmerten Mutter, für ihre eigene Person würde die ältere Adelheit eher Licht in der Zukunft erblickt haben, als für dieses be=

klagenswürdige Kind, welches Erbe von allen widrigen Schicksalen seiner Eltern zu seyn schien.

Adelheit hatte, so lang sie krank war, nur Mitleid und zärtliche Theilnahme erregt, bey ihrer Wiedergenesung, bey Erneuerung ihrer ehemaligen Blüthe zog sie Bewunderung und Neid auf sich. Fackreddins Favoritin, die schöne Zulima sah schon im Geist, das klägliche Glück von ihm vorgezogen zu seyn, auf eine andre übergetragen, und suchte diesem Unfall vorzubeugen. Herman, welcher bey Zulima so wohl gelitten war, als bey allen Damen des Serails, merkte der Favoritsultanin bald den Wunsch ab, Adelheit zu entfernen, und säumte nicht seiner Freundin, deren Vertrauter er, ungeachtet seiner großen Jugend, geworden war, Nachricht davon zu geben. Auf dieselbe gründeten sie sich eine Reihe ernster Berathschlagungen, deren Resultat endlich war, Zulima in den geheimen Vortheil zu ziehen, und durch sie zu bewürken, was ihr eigener Wunsch seyn mußte, die Befreyung der schönen Gefangenen.

Noch war die Sache, die man durch sie zu erlangen suchte, nicht allzuschwer. Adelheit war noch von niemand gesehen worden, als von den Hütern des Harems, welche zu bestechen waren, und den andern Frauen, welchen das schnelle Verschwinden einer Schönheit, von welcher sie

verdunkelt wurden, gleichfalls am Herzen lag; der Emir wußte noch nichts von dem köstlichen Schatz, den er in seinen Mauren verschloß, und konnte also ohne Mühe um denselben betrogen werden. Zulima war entzückt, als ihr Herman den ersten Wink von Adelheits Wünschen gab; sie, welche kein größeres Glück kannte, als in dem goldenen Gefängniß, das sie einschloß, immer die Königin zu spielen, konnte sich es kaum als möglich denken, daß die schöne Fremde ihr ihre Siege willig aufopfern würde. Sie eilte, die als Freundin zu umarmen, die sie schon als ihre ärgste Widersacherin zu betrachten begann. Man ging zu Rathe, die Hüter wurden mit einem Theil von Adelheits Kostbarkeiten bestochen, ein anderer wurde zu Geschenken an die übrigen Frauen verwendet, und unsere Dame sahe sich so leicht, so schnell am Ziel ihrer Wünsche, daß sie, wenn sie sich auf dergleichen Berechnungen verstanden hätte, leicht hätte denken können, irgend eine Widrigkeit stehe ihr noch im Augenblick des Glücks bevor. Ach es war die höchste, welche die zärtliche Mutter betreffen konnte! Ihr selbst ward die Freyheit ohne Bedenken zugestanden, man war froh, sie entfernen zu können, aber keine Möglichkeit war, für ihre kleine Tochter ein ähnliches Glück von der strengen Zulima zu erhalten.

Ach dies wars, was Adelheit, welche die Grundsätze des Serails jetzt ein wenig kannte, vom Anfang besorgt hatte! Die kleine Adelheit war ein sehr schönes Kind, und versprach in reifern Jahren ihre Mutter noch an Reizen zu übertreffen. Zulima, eine Schwester der berühmten Sultanin, Dschegereddur *), war das, was sie war, nach Grundsätzen; war Beherrscherin von Fackreddins Serail, und wünschte es immer zu bleiben. Sie, die freylich jetzt noch keine Nebenbuhlerin in Fackreddins Gunst dulden mochte, sahe doch so viel ein, daß die Herrschaft eigner Schönheit nicht ewig dauern könnte. Sehr richtig berechnete sie, daß die Reize der kleinen Adelheit ohngefähr um die Zeit aufblühen würden, da die ihrigen für alle Hülfe der Kunst unwiederbringlich verloren seyn würden; sie denn an ihre Stelle zu schieben, durch die Macht fremder Reize das verlorne Ansehn wieder an sich zu reißen, dies war ihr Plan, dessen weithergeholte Anlage ihrem Verstand und ihrer Fürsichtigkeit Ehre macht, wenn wir sie nach den Grundsätzen

*) Dschegereddur, nachmals regierende Sultanin von Egypten, kam als Sclavin in das Frauenzimmer des Sultan Nedsjuneddin, aber sie ward sehr bald seine Beherrscherin. Die höchste Gewalt des Reichs war in ihren Händen, sie gab sie nach des Sultans Tode in die Gewalt seines Sohns Turanschah, aber bald stürzte sie ihn, um sich sich selbst auf den Thron zu setzen; von ihr weiter unten.

ihres Vaterlands beurtheilen, wo ähnliches Verfahren nichts seltenes *) ist.

Adelheit, welche von diesen Dingen aus Zulimas besonderer Zärtlichkeit gegen ihre kleine Tochter, aus dem Bestreben, dieses Kind immer um sich zu haben, viel muthmaßte, hatte gehofft, durch List zu siegen, indem sie ihrer bey dem Freyheitsvertrag gar nicht gedachte; sie hoffte, sie in dem Augenblick, da sie das Serail verlassen würde, durch Ueberraschung davon zu bringen. Daß die Tochter der Mutter folgen müßte, verstand sich ja von selbst, wer sollte hiergegen in der Eil eine Einwendung machen? —

So klug indessen die Sache veranstaltet war, so schlecht glückte sie. Zulima nahm der scheidenden Adelheit am Thor des goldenen Pallasts ihr reizendes Kind nur auf einen Augenblick aus den Armen, um den schlafenden Engel noch einmal zu küssen. Die Kleine erwachte, und drohte durch ihr Geschrey diejenigen rege zu machen, welche nicht um den heimlichen Handel wußten. Schon hatte sie einer der Kämmerlinge, um sie zu begütigen, aus Zulimas Armen genommen, und sie wieder nach dem innern Pallast gebracht. Man trieb die klagende Mutter

*) Die Frauen der Patriarchen, welche ihre Mägde zu ihren Nebenfrauen machten, hatten im Grunde vielleicht nichts anders zur Absicht, als hier Zulima.

von dannen, man versprach ihr, das Kind soll ihr in der nächsten Stunde nachgebracht werden, aber daß dieses nicht geschah, werdet Ihr Euch aus der Erzählung erinnern, die Ihr in dem Lager vor Tunis von diesen Dingen vernahmt.

Herman war über den nur halb geglückten Anschlag seiner Freundin vielleicht so voll Verzweiflung, als sie selbst. Er äußerte seinen Unwillen, Wuth möchte ich es fast nennen, mit aller Unbefangenheit, die seinem Alter und seinem Charakter eigen war; er betheuerte, er wolle, wenn man noch verzöge, der Mutter ihr Kind wiederzugeben, dem Emir die ganze Kabale entdecken, die man in Rücksicht auf Adelheit gespielt habe, und dadurch Zulima unausbleiblich stürzen!

Diese Drohung, deren Erfüllung man ihm zutrauen konnte, würde vielleicht dem unvorsichtigen Knaben den Tod gebracht haben, wenn sich nicht eben um selbige Zeit Mittel gezeigt hätten, seiner auf andere Art los zu werden.

Ihr wißt, Ritter Konrad, wie ungern ich meinen Liebling, eben den Herman, von welchem ich all diese Zeit über geredet habe, aus meiner Obsicht ließ, wie unzufrieden ich mit Eurer Reise nach Frankreich war, und wie wenig Gutes ich mir von derselben für Euch und für Euren Bruder versprach; — müßig bey dem zu bleiben, was mir Sorge machte, war meine Sache nicht.

Ich war Euch unverzüglich gefolgt, um selbst Zeuge von dem Schicksal des geliebten Knaben zu seyn, und es nothfalls zu verbessern. Leider hatte mich Krankheit unterweges so lange aufgehalten, daß ich erst nach Gallien kam, da Ihr schon nach Deutschland zurück wart, und Herman im Gefolg des Königs von Frankreich, den Zug nach Orient schon angetreten hatte.

Sonderbares Geschick! das Kind, das ich liebte, und das ich nicht zu verlassen geschworen hatte, auf dem Wege nach dem Lande zu wissen, nach welchem meine ganze Seele strebte! Ihr wißt meine Geschichte, Ritter Konrad — Mein Gewissen folterten noch nicht genugsam gebüßte Vergehungen. Vor dem Auge der Welt waren sie längst abgethan, vor einem strengern Richterstuhl nicht. Mich der innern Quaal zu entledigen, hatte ich eine Wallfarth nach dem heiligen Grabe gelobt, und durch sonderbare göttliche Schickung fand ich mich auf einmal in dem Fall, durch Erfüllung des einen Gelübdes auch dem andern, das mich an meinen Liebling, meinen jungen Lebensretter, Herman, band, Genüge zu leisten.

Der erste Transport der christlichen Heere war hinüber. Mich zu dem Grafen von Poitiers zu gesellen, war ebenfalls zu spät; ich begann einsam die weite Reise, und legte sie viel=

leicht darum desto glücklicher zurück. Mein guter Engel leitete mich richtig; alle Nachrichten, die ich unterweges einzuziehen wußte, trafen pünktlich zu, ich suchte meinen Herman zu Mansure, und fand ihn. Zum Glück hatte ich meine Reise nicht mit der gewöhnlichen Armuth der Pilger angetreten; Gold genug war in meinen Händen, den geliebten Knaben aus Fackreddins Gefangenschaft loszukaufen. Es wird zu Zeiten den Christen verstattet, Brüder, die in der Sclaverey schmachten, mit großen Kosten zu lössen; der Emir und seine Sclavenhüter kannten den Werth des Kindes nicht, das er in seinen Harem gesteckt hatte, sie wußten nichts weiter von ihm, als daß es ein gemeiner Edelknabe, kein Prinz von Frankreich sey; der Preis für seine Freyheit ward mir leicht gemacht. Es war Klage über ihn aus dem Frauenzimmer gekommen; man war froh, ihn ohne gewaltthätige Mittel, die auch der Boshafteste ungern gebraucht, los zu werden; ich zahlte mein Geld auf die gewöhnliche Art, und ward auf die gewöhnliche Art angewiesen, meinen Befreyten zur bestimmten Stunde im Empfang zu nehmen.

Eine Zusammenkunft ward mir vor dem Augenblicke, den ich nicht erwarten konnte, mit Herman verstattet, und sie war auch der einige

Lohn,

Lohn, den ich von dem kleinen Undankbaren für meine Treue erhielt. Es ist wahr, das geliebte Kind wieder zu sehen, es so vollkommen, so ausgebildet wieder zu sehen, sich an seinem Entzücken über mich, über meine treue Liebe, an seinen Thränen, an seinem rührenden Danke zu weiden, dies lohnte schon die Mühe und Kosten, die ich für ihn angewendet hatte, aber der Genuß dieser einigen Stunde war auch alles. Als ich mich einstellte, meinen Befreyten in Empfang zu nehmen, ward mir an seiner Statt ein kleines in Knabenkleider gehülltes Mädchen aufgedrungen, um dessen Befreyung ich wohl keinen Schritt aus der Stelle gesetzt haben würde.

Ihr wißt die ganze Begebenheit aus der Geschichte derjenigen Adelheit, sie war eine Probe von Hermans kindischer Großmuth der lieber selbst Sclave bleiben wollte, um der Tochter seiner Freundin die Freyheit zu verschaffen; vielleicht mischte sich auch etwas Knabenschalkheit ins Spiel, die es ihm zur Freude machte, der Zulima, die er haßte, und ihren Kreaturen einen Streich zu spielen. Wie es ihm gelang, bey der ganzen Sache so eigenmächtig zu verfahren, weis ich nicht, nur so viel ist mir bekannt, daß er mich durch sein holdseliges Bitten, durch den dringenden Zwang seiner Thränen, endlich nö-

thigte, das Kind unter dem Namen, den er selbst als seinen wahren angegeben hatte, anzunehmen, und ihm zu geloben, es zu seiner Mutter zu bringen, die, wie er meynte, vielleicht noch nicht zu Schiffe gegangen seyn möchte.

Ich brachte die Beute, welche ich nicht gesucht hatte, glücklich davon, und tröstete mich mit der Möglichkeit, daß ein zweyter Versuch, meinen Liebling loszukaufen, glücklicher, und mein Vermögen dazu hinreichend seyn würde. Mir lag jetzt nichts heftiger an, als die Gräfin Adelheit bald zu finden, mich meines Auftrags zu entledigen, und denn zu neuen Unternehmungen nach Mansure zurück zu kehren.

Wie schlecht mir dieses gelang, wißt Ihr bereits. Adelheit war längst über Meer, man hatte nicht gesäumt, den Willen der schönen Zulima durch eine schnelle Einschiffung zu erfüllen. Bekannt wird Euch gleichfalls seyn, daß ich am Ufer des Nils einem Trupp Sarazenen in die Hände fiel, welche mich in den Zustand setzten, in welchem Billah mich fand.

Ich fühlte mich dem Tode nahe, der großmüthige Musulmann tröstete und labte mich, so gut er vermochte; das hülflose Kind, das meiner Sorgfalt anvertraut war, lag mir schwer auf dem Herzen, ich empfahl es ihm, und setzte so viel ich mich erinnere, mit gebrochner Stimme

etwas von der Herkunft der kleinen Adelheit und dem Orte hinzu, woselbst sie am ersten hoffen konnte, Unterstützung und Nachricht von ihrer Mutter zu erhalten; er scheint mich nicht verstanden zu haben, oder die Todesangst hatte bereits meine Zunge dermaßen gelähmt, daß mich zu verstehen Unmöglichkeit war; ein Zufall, welcher dem verlassenen Kinde lebenslängliches Unglück und Ungewißheit zuzog. —

Ich ward von den Armen des edeln Billah unterstützt, ich sah seine tröstende Gestalt vor meinen brechenden Augen, so lang ich sie noch zu öffnen vermochte. Er verließ mich wahrscheinlich nicht ehe, bis er meines Todes gewiß zu seyn glaubte, der auch wohl würklich erfolgt seyn würde, hätte mir der Himmel nicht eine Hülfe gesandt, die ich wohl übernatürlich nennen möchte.

Verzeihet, Ritter Konrad, daß sich hier meine Geschichte in einige Dämmerung hüllt, Zeit und Umstände verbieten mir weitläuftig zu seyn, und das müßte ich werden, wenn ich mich Euch vollkommen verständlich machen wollte.

Ich lag am Ufer des Nils im Todesschlummer, der Lebensfunke, der noch in mir glimmen mochte, war so schwach, daß ihn kein gewöhnlicher Hauch zu finden und aufzublaßen vermocht hätte.

Gleichwohl fühlte ich nach langer Bewußtloßigkeit etwas in mir, das der ersten Empfindung eines Menschen gleicht, welchen eine äußere Macht aus tiefem Schlafe erweckt. Wärme und Athem kehrten allmählich wieder, ich kam endlich so weit, die Augen aufschlagen zu können.

Es war Nacht um mich, neben mir kniete ein Man, den mir eine kleine Leuchte, die er neben sich stehen hatte, sichtbar machte, seine linke Hand lag auf meinem Herzen, die Rechte war beschäftigt, mich mit einem starkriechenden Oel zu netzen, das mich je mehr und mehr mit neuer Lebenskraft durchdrang. Ich vermochte bald einige Worte zu stammeln, und das zu verstehen was er mir antwortete.

Er that einige Fragen an mich; wie konnte ich sie dem Retter meines Lebens mit Nein beantworten? Ich willigte ein, ihm zu folgen, wohin er mich führen würde; wie konnte ich dem, der mir die Kraft gab, mich zu erheben, das Recht versagen, meine Schritte zu leiten?

Er führte mich wenig Tage nach meiner völligen Herstellung nach Kahira, von da noch weiter nach jenen wundernswürdigen Gebäuden, die bis an das Ende der Tage ein Denkmahl von den Geheimnissen der Vorwelt bleiben werden.

Ich ging ein in das heilige Dunkel der Pyramiden, um dort in der Gesellschaft der weisesten

und besten Menschen das wahre Leben kennen zu lernen, um dort in den Armen meines Freundes, den ich glaubte ermordet zu haben, Loszählung von meinem lang beweinten Verbrechen zu finden. Jahre wurden mir zu Tagen, ich vergaß im eigentlichen Verstande die Vergangenheit, um nur in der Gegenwart und Zukunft zu leben, vergaß auch Herman dich! Verzeihe, verzeihe Geliebter, daß ich meinen Vorsatz, dich zu befreyen, Jahrelang hintansetzen, und dadurch vielleicht deinem ganzen Schicksal eine widrige Wendung geben konnte!

Auf einer der Wanderungen*), welche wir aus unserm unbeunruhigten Zufluchtsort fleißig in die Gebiete der Menschen thun, um Leiden zu lindern, und diejenigen, welche von der Hand des Unglücks unheilbar verletzt sind, in unsere friedliche Stille einzuladen, gerieth ich an den Ufern des Nils gerad auf die Stelle, wo vor mehreren Jahren einer unserer weisesten Väter, Ritter Bernard, mich ins Leben zurückrief. Thränend dankte ich hier dem Himmel meine

*) Die damaligen Zeiten begünstigten sehr die Sage von einer Gesellschaft heiliger, mit übernatürlichen Geheimnissen bekannter Männer, die, als Abkömmlinge der alten egyptischen Priester, in den Pyramiden wohnten, und von da zuweilen wie wohlthätige Gottheiten herabstiegen, Besserung und Glück unter den Menschen zu verbreiten.

Auferstehung zu einem bessern Daseyn, aber zugleich kehrte auch Andenken und Gefühl des Vergangenen so lebhaft zurück, daß ich mein gegenwärtiges Glück nur halb fühlte, und Wünsche zu bilden begann, deren Erfüllung, weil sie mich zu weit von der Gesellschaft, deren Mitglied ich war, entfernt haben würde, ich nicht für möglich hielt. — Ich dachte an den verlassenen Herman, und seine unterbliebene Befreyung, sehnte mich nachzuholen, was versäumt war, sehnte mich zu wissen, was aus dem geliebten Kinde, das nun die Zeit schon zum Jüngling gemacht haben mußte, geworden seyn möchte.

Traurig kehrte ich in die geweihten Schatten zurück und grämte mich lang in der Stille, bis Ritter Bernard, den das Schicksal mir besonders verbunden hatte, mir mein Geheimniß entriß, und mir lächelnd zeigte, daß ich vergebens getrauert habe.

Ist es dir darum zu thun, sagte er, daß du wissen möchtest, wie es dem jungen Deutschen ergeht, so kannst du hier davon, so wie von allen Begebenheiten der Erde, die richtigste Kunde erhalten. Willst du ihn von Banden befreyen, in denen er würklich gegenwärtig, ich fürchte unrettbar, schmachtet, so ist dir, wie ich hoffe, ein Versuch nicht verwehrt; verziehe bis morgen, und du sollst Einwilligung oder Abschlag haben.

Ich erhielt das erste. Ich letzte mich mit meinen Brüdern? und stieg in die Ebene hinab, und fand das wörtlich wahr, was ich aus dem Munde der Alleswissenden schon vor meiner Abreise vernommen hatte.

Der Streich, welchen Herman vor nunmehr fast zehen Jahren der Königin von Fackreddins Serail durch Befreyung der kleinen Adelheit gespielt hatte, machte ihn zum Gegenstand ihres lebhaftesten Widerwillens. War er vorher hier von jedermann angebetet worden, so haßte und verfolgte man ihn nun aufs äußerste, er hatte Muth, allen die Stirne zu bieten; das ärgste, was ihm der Zorn wüthender Frauen anthun konnte, den Tod, fürchtete er entweder nicht, oder er hoffte, mich, seinen unermüdeten Freund und Befreyer, bald wieder zu sehen.

Ich kam nicht, und Gott weis, was aus ihm geworden seyn möchte, hätte ihn das Schicksal nicht auf eine andre Art in eine glücklichere Sphäre versetzt.

Zulimas Schwester, die Sultanin Dschegereddur, hatte eben damals den Scepter von Egypten in die Hände Turanschahs übergeben, und für ihr kluges Verhalten *) zum Lohn Ver-

*) Diese außerordentliche Frau, die dem Sultan Nedsjuneddin ins Lager gefolgt war, weil er keine

dacht heimlicher Kabalen eingeerndtet. Sie konnte sich desselben nicht besser entbrechen, als dadurch, daß sie, die vor kurzem noch in einer höhern Sphäre geglänzt hatte, ganz in den gemeinen Würkungskreis der Egyptierinnen zurückkehrte. Ein Leben aus Essen, Trinken, Putzen, Spazierengehen, und Abstattung unbedeutender Besuche, versteckte die großen Anschläge, die wirklich in ihrem Gehirn reifen mochten. Auch Fackreddins Geliebte, Zulima, genoß die seltene Ehre, ihre königliche Schwester bey sich zu sehen. Man unterhielt sich auf die gewöhnliche Weise, man wiegte sich in den von Ambra und flammenden Aloeholz duftenden Zimmern auf weichen Kissen, man plauderte, man lachte, man sagte sich Süßigkeiten, man mischte sich unter die tanzenden Sclavinnen, man genoß Erfrischungen.

Unter den Sclaven, welche die letztern auftrugen, war Herman. Er zog das Auge der Sultanin auf sich. Zulima sprach viel zu sei-

keine Stunde ohne sie leben konnte, sah ihn in ihren Armen sterben; sie trocknete schnell ihre Thränen, um mit wahrer Staatsklugheit zu thun, was zur Ruhe des Reichs nöthig war. Sein Tod ward verheimlicht. Sie und einige vertraute Minister ordneten alles so, gaben alle Befehle so, als ob er noch gelebt hätte, bis Turanschah, des Sultans Sohn, aber nicht der ihrige, von ihr herbeygerufen, erschien, den Thron seines Vaters zu besteigen.

nem Nachtheil, das die kluge Dame noch aufmerksamer machte, Zulima wünschte seiner los zu seyn, und gestand, daß sie am Ende sich des seidenen Stricks würde bedienen müssen. Dschegereddur erbot sich, sie der drückenden Last zu entnehmen, die sie an diesem jungen Verräther zu haben glaubte. Gern willigte man ein, und von diesem Augenblick an war Herman der Sclave der Sultanin von Egypten.

Es würde zu weitläuftig seyn, Euch das neue Loos des jungen Menschen zu schildern, es war unvergleichbar besser, als das alte, um so vieles besser, als Dschegereddur auf alle Weise unter den Frauen einen höhern Rang behauptete, als ihre Schwester Zulima, ungeachtet beyde so ziemlich nach einerley Grundsätzen handelten.

Herman war noch kurze Zeit unter der Hofstatt der Sultanin gewesen, als die Nothwendigkeit, ihr eigenes Leben zu schützen, sie zu einer Handlung bestimmte, welche sich schon manche große Frau erlaubt hat: Turanschah mußte fallen, weil er Dschegereddur stürzen wollte, und sie ward Sultanin von Egypten.

Zehn Jahr lang war nun Herman an ihrem Hofe von einer Stufe zu der andern gestiegen. Tugend hatte ihn hier gehalten und erhoben, wo andere, die ihr Glück auf entgegengesetzten Wegen suchten, längst zu Grunde ge-

gangen waren. Ob er gleich seine Pflicht zu gut kannte, um sein Schwerd wider die Hauptfeinde der Sarazenen, die Christen, zu brauchen, so hatte es ihm doch nicht an Gelegenheit gefehlt, sich von andern Seiten den Ruhm der Tapferkeit zu erwerben. Dies machte sein Ansehen unerschütterlich, Reichthum und Größe ward ihm zu theil, endlich selbst die Freyheit, und er hätte nur einen einigen Schritt zu thun gebraucht, um einen noch schönern Lohn, mit der Hand der schönen Esbee, der Tochter der Sultanin, einzuerndten.

Ich sah ihn in dem Glanz, der ihn umgab, und ward mit Entzücken von ihm erkannt. Er dankte mir meine Treue, er hörte meine Anerbietungen, aber — sie anzunehmen, war ihm unmöglich. Ach Esbees Liebe hielt ihn fest! Dies waren die Bande, in welchen der arme Jüngling, wie Vater Bernard sagte, unrettbar schmachtete, aus welchen er nicht einmal befreyt zu werden wünschte!

Ich ließ es nicht bey einem Versuche, noch manches Jahr verfloß über mehreren derselben. Ich ging und kam, so oft es mir erlaubt war in die Welt zu gehen, und in die heilige Einsamkeit zurück zu kehren. Ich schilderte dem verlornen Herman die Gefahren des egyptischen Hofs, die Seligkeiten unserer geheimnißvollen Stille,

aber er war ein Jüngling, konnte noch nicht Geschmack an demjenigen gewinnen, was dem Greise wünschenswerth dünkt. Er schwur mir tausendmal zu, den Besitz der schönen Esbee nie auf unerlaubte Bedingungen anzunehmen, eben so wenig war er gesonnen, seine Fürstin mit Undank zu lohnen, und eine geliebte Tochter aus ihren Armen zu verlocken, aber — Ihr kennt ja die Möglichkeiten, welche in dem Gehirn des feurigen Jünglings schwärmen, deren eine sich das Glück zuweilen die Mühe nimmt, zu erfüllen.

Dschegereddur hatte den Thron von Egypten lang genug besessen, um zu besorgen, er möchte einst unter ihr wanken. Sich auf den ärgsten Fall in Sicherheit zu setzen, hatte sie bereits alle mögliche Vorkehrungen getroffen; nur für das kostbarste, das sie besaß, für ihre Tochter, war noch nicht gesorgt, oder vielmehr, dem Anschlag, der schon längst in dem mütterlichen Busen reifte, fehlte noch die Ausführung. — Worin derselbe bestand, das muthmaßte wohl niemand weniger als der, den er vornehmlich betraf, Euer Bruder.

Herman, sagte die Fürstin eines Tages zu ihm, als sie alle Lauscher von sich entfernt hatte, und sich ganz einsam mit ihm wußte, du liebst Esbee! Du hast dir ihren Besitz auf keine

Art erkaufen wollen, der deinen Grundsätzen widerspricht; ich billige das, was du thatst, es ist edel! Du bist ein Christ und willst es bleiben; noch mehr, du hast deine junge Geliebte zu dem nehmlichen Glauben übergezogen, den du bekennst. — Erröthe nicht, denn auch dieses kann ich nicht tadeln; ich war in den glücklichen Tagen unbefleckter Jugend selbst das, was Esbee nun ist, und was sie, meinen Wünschen nach, ewig bleiben mag. — Aber was soll nun aus der Unglücklichen werden? Sie ist für ihr Vaterland verloren! Ich bin sterblich, Herman wird nach meinem Tode hier nicht bleiben? — Wem gehört sie an, wenn du und ich sie verlassen haben? — Nimm sie, nimm deine Esbee, bey meinem Leben, sie ist dein! Ziehe mit ihr in dein glücklicheres Vaterland; an Schätzen, fürstlich zu leben, soll es Euch nicht fehlen.

Herman wußte nicht, ob er träumte! Er war zu den Füssen seiner Königin gesunken, seine Thränen dankten ihr mehr als seine Worte. Sie hob ihn auf, und empfahl ihm Eil und Behutsamkeit. Wisse, sagte sie, diese Nacht umarme ich Esbee zuletzt als mein Eigenthum, von Mitternacht an ist sie dein. Diese Nacht, aber nur diese Nacht allein wirst du die Zugänge zu ihren Zimmern offen finden. Siehe, daß du sie davon bringest. Der Hindernisse sollen dir nicht viele

LB Coburg

in den Weg gelegt werden, doch immer genug, daß die Sache das Ansehn einer Entführung trage. Führe deine Beute, so eilig du kannst, an einen Ort der Sicherheit, denn ob gleich die Mutter in dein Glück willigt, so kannst du doch wohl denken, daß die Sultanin von Egypten genöthigt ist, den Räuber einer Prinzessin zu verfolgen. — O, daß es deinen Verfolgern nicht glücke, dich zu ereilen! Unglücklich wärst du, unglücklich wär auch ich, wenn ich den strafen müßte, den ich liebe, und gern mit dem liebsten, was ich habe, belohnen wollte. — Stehe auf, Herman, vielleicht werden wir beobachtet. Vorsicht und Eil ist alles, was ich dir empfehlen kann.

Herman war genöthigt, den entzückten Dank in seinem Herzen zu verschliessen, auch hat er ihn der edeln Sultanin nie abstatten können. Esbee war von allem unterrichtet. Die Liebenden flohen, und die Nähe des Zufluchtsorts, den Herman für seine schöne Beute fand, war Ursach, daß sie schon geborgen waren, als die Sultanin den Raub ihrer Tochter laut werden ließ, und sich die Ebenen von Kahira mit Hermans Verfolgern bedeckten.

Kaum werdet Ihr, Ritter Konrad, wenn Ihr die Gegenstände, von welchen ich Euch unterhalte, genau kennet, den Ort errathen können,

der Euren Bruder und seine Geliebte aufnahm. Der Umkreis der Pyramiden ist heilig, nie sah ihr Innerstes das Auge eines Weibes; gleichwohl trug die Gesellschaft der Weisen, die dort im Stillen wohnen, kein Bedenken, ein paar verfolgte Liebende im Schutz zu nehmen. Ich, der eben in jener Nacht der seltsamen Flucht auf die Fliehenden stieß, wagte bey meinen Brüdern für sie die Bitte um Sicherheit, und ward nicht zurückgewiesen. Man liebte hier Herman, man schätzte in der Sultanin von Egypten eine mächtige Beschützerin unserer Geheimnisse, und verehrte in der jungen Esbee die zarte jungfräuliche Unschuld. Neugier, vorwitziges Forschen nach dem, was ihr nicht gezeigt ward, oder kühne Zudringlichkeit, konnte man von einer Seele, wie die ihrige, gar nicht gewärtig seyn, so blieb sie in den Vorhöfen unsers Heiligthums, sie genoß hier des Unterrichts der Weisen mehrere Jahre, indessen Herman, nachdem draußen das Ungewitter vorübergerauscht war, hinaus ging in die christliche Welt, sich auch da einen Namen zu machen, wie er bereits unter den Ungläubigen gethan hatte.

Esbee war achtzehn, und Herman sieben und zwanzig Jahr, als er sie aus unsern Händen empfing, und nach Akra führte, um im Angesicht seiner Freunde, der Tempelherren, daselbst

sich öffentlich zum christlichen Glauben zu bekennen, und denn seine Gemahlin zu werden. Ich begleitete das Paar, das ich liebte, und welches mich den Schöpfer seines Glücks nannte, aber ich sah den Anblick desselben nicht lange, ich sah Esbee eine Christin, sah Herman durch ihren Besitz beglückt, sah beyde die Einwohner einer herrlichen Burg, welche die Templer Hermannen zum Dank für die Hülfe seines Schwerds schenkten, aber als ich die Glücklichen mit dem Versprechen verließ, bald wiederzukehren, und neue selige Stunden an ihrer Seite zu zählen, da lauerte auf mich im Thal das Unglück.

Ich fiel in Räuberhände, ich ward, nachdem ich verschiedene schwerere Ketten getragen hatte, der Sclave des Statthalters von Egypten, dem ich nun über ein Jahr diene, und dem ich noch zweymal so lang zu dienen verbunden bin, um frey zu werden, und zu meinen Brüdern zurück kehren zu dürfen. Ebn Aibeck liebt mich, das seht Ihr schon aus der leichten Bedingung, unter welcher mir meine Freyheit versprochen ist. Der Beweise seiner Zuneigung sind unzählich, und ich rechne die Erlaubniß, Euch zu sehen, für keinen der geringsten.

O Konrad, mein Herz brannte, als ich Euren Namen hörte! Ich ahndete, was Ihr in diesen Landen suchtet; mein Herz brannte, Euch

auf den rechten Weg zu leiten. Jetzt wisset Ihr, wo Ihr Herman zu suchen habt: auf der Burg Sidon, nicht weit von Akra. Glaubt Ihr, daß Ihr die Verlängerung Eurer Reise bey Eurem Orden verantworten könnt, so lasset die seegelfertigen Schiffe morgen ruhig in die mittelländische See stechen, und nehmt eilig den Rückweg, den ich Euch bezeichnen werde. Nicht allein die Freude des Wiedersehens hängt hievon ab, sondern auch Warnung vor Gefahr! Sagt Eurem Bruder im Namen seines alten Warners: Obgleich fünf Jahre seit Esbees Entführung verflossen wären, so habe man doch zu Kahira die That noch nicht vergessen. Seine Feinde wissen seinen erborgten Namen, und den Ort, wo er lebe. Die starke Burg Sidon sey für List und Gewalt nicht unüberwindlich, er solle eilen, und wenigstens seine Gemahlin retten, ehe Rettung zu spät sey.

Mißverständniß.

Arnold hatte seine Geschichte geendigt, die Farth auf dem Menzaleh war am Ziel, das Fahrzeug lan-

landete, man stieg aus, und legte den Rest des Weges bey hellem Mondschein vollends zu Fuß zurück; ein lieblicher Weg zwischen Palmen, Orangen und Tamarindenschatten.

Arnold und Konrad fühlten wenig von seinen Schönheiten, denn ihre ganze Seele war mit den Gesprächen beschäftigt, welche sie unter sich führten. Viel hatten sie sich über das Gehörte und Gesagte mitzutheilen, viel Anschläge für die Zukunft, viel Plane zum frohen Wiedersehen zu machen.

Das erste, worüber man einig ward, war, daß der Statthalter nichts davon erfahren müsse, wie der deutsche Ritter seinen Weg geändert habe. Ebn Aibeck blieb also in dem Wahne, Konrad sey mit den fertig liegenden Schiffen nach Europa abgegangen, indeß dieser einen ganz andern Pfad einschlug, der ihn mit weniger Gefahr, Abentheuern und Mühseligkeiten an den bestimmten Ort brachte, als er vielleicht auf einem Wege von gleicher Länge, Zeitlebens gefunden haben mochte.

Ach das Schicksal wollte ihm seine Tücke erst am Ende seiner Reise beweisen, wollte ihm die bitterste Fehlschlagung gerade in dem Augenblicke fühlen lassen, da sein Herz ähn-

lichen Schmerzen am empfänglichsten war, in dem Augenblicke, da sich schon seine Arme öffneten, den lang verlornen Bruder an sein Herz zu drücken!

Die Burg Sidon war erreicht. Arnold hatte, wie man denn im Drang gehäufter Empfindungen immer etwas vergißt, vergessen, seinem Freunde den Namen bekannt zu machen, unter welchem Herman von Feuchtwangen in diesen Ländern lebte. Der Fehler schien nicht groß. Konrad begehrte vor den Besitzer des Schlosses gebracht zu werdeu, und die Kleidung, welche er trug, verursachte, daß man augenblicklich gehorchte; aber wie erstaunte er, als er in dem Manne, dem er vorgestellt ward, einen alten Ritter in Tempelherrntracht erblickte, welcher wohl mit dem, den er hier suchte, nicht die geringste Aehnlichkeit hatte, vielweniger er selbst seyn konnte.

Nach dem ersten ahndenden Entsetzen, das uns oft beym ersten widrigen Anschein die ganze Fülle des Unglücks mahlt, fragte Konrad mit der Ehrfurcht, welche die Tracht, welche der alte Humbert von Ronnay*) trug, von ihm heischte, ob der Eigner des Schlosses abwesend sey?

*) Ein Bruder Heinrichs von Ronnay, der vor diesen Zeiten eine ansehnliche Stelle unter den Hospitalitern bekleidete.

Welcher? erwiederte Humbert mit rauher Stimme. Eigner der Burg Sidon ist der Tempelorden; ob er dieselbe einem andern auf kurze Zeit lehnsweise übertragen haben möchte, das thut wenig zur Sache.

Für mich sehr viel, antwortete Konrad etwas empfindlich. Denn eben dieser andere ist derjenige, welchen ich suche.

Nennt mir seinen Namen, und vielleicht kann ich Euch Auskunft geben.

Er ist mein Bruder, fuhr der immer unwilliger werdende Konrad fort. Mein Name ist Feuchtwangen; ob er sich hier einen andern gegeben haben mag, so verdiene ich doch wenigstens, daß man mich zurecht weise.

Humbert versicherte, der Name Feuchtwangen sey hier unbekannt. So viel wisse er, daß der Mann, der vor ihm auf Vergunst des Tempelordens hier residirt habe, nicht also geheißen habe. Veränderung der Namen sey übrigens eine mißliche Sache, und er erzeige seinem vorgeblichen Bruder einen schlechten Dienst, wenn er ihm dergleichen Züge der Falschheit aufbürde.

Konrad, voll Unmuth, mit dergleichen Gemeinplätzen aufgehalten zu werden, deutete auf sein Ordenskreuz, und forderte die Achtung, die man demselben schuldig sey.

Ich weis wohl, Ritter, ich weis wohl! lächelte der fatale Alte, wir haben hierin gleiche Ansprüche. Ihr seyd deutscher Ritter, ich bin Templer; auch denke ich nicht, daß ich es an nöthiger Achtung gegen Euren Stand habe fehlen lassen; zu etwas mehrern könnte nur Freundschaft mich verbinden, und nach unserer ersten Unterredung zu urtheilen, möchte wohl nie eine besondere Sympathie unter üns statt finden.

Feuchtwangen fühlte die Wahrheit in den letzten Worten des Tempelritters so lebhaft, daß er seinen Besuch abkürzte, und mit Unmuth auf der Stirn, mit tiefem nagenden Kummer im Herzen Abschied nahm.

Der Tempelherr.

Wie oft sind wir doch Ursach an unsern Fehlschlagungen! wie oft könnten wir durch ein wenig Sanftmuth, Nachgeben und Klugheit uns aus den verwickeltsten Händeln reißen! Humbert von Ronnay war wohl allerdings einer der sonderbarsten seines geheimnißvollen Ordens, aber derjenige, für welchen Konrad ihn hielt, war er nicht, war nicht der Feind des gesuchten Hermans, nicht ein boshafter Alter, der mit Vor-

satz den Bruder um die Umarmung des Bruders betrog. Konrad machte sich, indem er die Burg Sidon verließ, und niemand auf derselben der weitern Ansprache würdigte, gleich eine ganze Geschichte, die zur Erklärung dessen dienen sollte, was ihm hier widriges und räthselhaftes begegnet war; Humbert war in derselben der Tyrann, Herman das Schlachtopfer der Bosheit. — Er irrte weit, Herman, ein alter Verbündeter des Tempelordens, ward von allen Mitgliedern desselben geschätzt, und von dem alten Humbert wie ein Sohn geliebt; eben diese Liebe war der Grund seines seltsamen Verfahrens gegen Konraden; auch er beurtheilte gern die Dinge voreilig, Konrad war ihm aus verschiedenen Gründen verdächtig, und er hätte sich auf eine andre Art bey ihm ankündigen, aus einem andern Tone mit dem wunderlichen Alten sprechen müssen, hätte er sein Vertrauen gewinnen wollen.

Die Gefahr, vor welcher Feuchtwangen auf Arnolds Geheiß seinen Bruder warnen wollte, war hier längst bekannt, und man hatte bereits alle mögliche Vorkehrungen getroffen, Herman vor seinen mächtigen Feinden zu verbergen und zu schützen. Schon seit mehreren Monaten hatte er mit seiner Gemahlin und einem kleinen Sohn Sidon verlassen, um an Orten Si-

cherheit zu suchen, die nur ihm und den Tempelherren bekannt waren.

Jetzt erschien Konrad von Feuchtwangen, dessen Name würklich hier ganz unbekannt war, ein deutscher Ritter, gegen welchen die Templer, als ihre gefürchteten Nebenbuhler in Macht und Hoheit, immer ein kleines Vorurtheil hegten, ein Mann, der, wie hier jedermann wußte, geradesweges vom Hofe des egyptischen Statthalters kam; er fragte nach Herman, gab sich für seinen Bruder aus; wußte gleichwohl so wenig von ihm, daß er nicht einmal seinen Namen nennen konnte, sollte dies nicht Verdacht heimlicher Nachstellung erregen? Wär es nicht Unvorsichtigkeit gewesen, den kühnen Nachfrager auf Hermans Spur zu leiten? und konnte Humbert von Ronnay wohl anders handeln als er that?

Es waren Vorkehrungen getroffen, daß der deutsche Ritter mit seinem Nachfragen in der ganzen Gegend nicht weiter kam, als auf der Burg Sidon. Voll Unmuth entschloß er sich gar nicht mehr zu fragen, sondern den Zufall für Entwickelung dieser undurchdringlichen Geheimnisse sorgen zu lassen, oder vielmehr hier Gelegenheit zu suchen, ein Leben rühmlich zu endigen, dessen er nach so vielfachen Fehlschlagungen endlich von Herzen müde war.

Was er suchte fand er sehr bald. Auf dem Wege nach Akra, auf den er sich mehr maschienenmäßig in der Betäubung streitender Gefühle, als absichtlich gelenkt hatte, gesellte sich zu ihm ein Tempelherr, dessen einnehmende zuvorkommende Freundlichkeit, mit welcher er ihm die Hand bot, den Widerwillen, den ihm die Unterhaltung mit Humbert von Ronnay gegen seine Ordensbrüder eingeflößt hatte, ganz überwand, und ihn mit einem unnennbaren Wohlwollen zu seinem Gefährthen hinzog.

Ritter, sagte der Fremde, der Weg, den wir gehen, ist einsam; ahndet Ihr in mir den guten Gesellschafter, den ich in Euch zu finden glaube, wir gingen mit einander.

Ich würde wahrscheinlich hiebey mehr gewinnen als Ihr, versetzte der traurige Konrad, indem er dem Templer die Hand schüttelte; wem Gram am Herzen nagt, von dessen Umgang läßt sich wenig Vergnügen hoffen.

Gram? — guter Ritter! — o daß ich Euch zu trösten vermöchte! Aber ich selbst bin nicht ohne Kummer. Doch, hinweg mit Sorgen, die die allwaltende Vorsicht des Himmels beleidigen! — Nennt mir Euren Namen, damit ich den kennen lerne, in dessen edeln Gesichtszügen ich einen künftigen Freund ahnde.

Meinen Namen? — Man ist in diesem Lande so geheimnißvoll mit Namen, daß ich billig den meinigen gegen einen neuen Bekannten verschweige. Ihr würdet wenig mit demselben gewinnen; man hat mir diesen Morgen gesagt, er sey in diesen Landen nie gehört worden, was ich Euch also offenbarte, wären nichts als einige fremde Töne, durch die Ihr mich nicht kennen lernen würdet.

Auch gut! — Was mich anbelangt, ich nenne mich Bartholomäus von Ronnay. — —

Von Ronnay? unterbrach Feuchtwangen den Tempelherrn, ein Verwandter Humberts, der mich die unfreundlichste Begegnung erfahren ließ?

Beurtheilt den Mann nicht falsch, lieber Ritter! Kann seyn, daß Ihr ihn in einer seiner Launen trafet.

Ha! was gelten Launen, wenn es darauf ankommt, einem Mitbruder Auskunft über Dinge zu geben, an welchen sein Herz und sein Leben hängt!

Was er versah, kann vielleicht ich verbessern; fraget mich, lieber Fremdling, ich fühle, daß ich Euch keine Beantwortung versagen könnte!

Guter, mildherziger Mann! wie unähnlich seyd Ihr Eurem Verwandten! Doch was meine Fragen anbelangt, so habe ich sie zu oft

vergebens wiederholt, um Euch damit beschwerlich zu fallen. Der letzte, dem ich sie vorlegte, sagte mir treuherzig genug, daß sie sonderbar wären, und daß ich mich mit denselben verdächtig machte. Euch verdächtig zu werden, durch irgend einen falschen Schein ein edles Herz von mir zurückzuscheuchen, das sich mir ungesucht darbietet, das wünschte ich wohl nicht; laßt mich also von meinen Angelegenheiten schweigen, und unterhaltet mich lieber mit den Eurigen.

Ritter! Ritter! Eure Vorsicht lehrt mich Behutsamkeit! Vor der Hand nichts auch von mir, bis wir uns näher kennen; und eine solche Gelegenheit möchte wohl nahe vor der Thür seyn.

Welche?

Der Krieger lernt den Krieger nicht besser kennen, als im Streit, wollt Ihr morgen mein Waffengenosse seyn? Einen Mann, wie Euch, möchte ich gern für meinen Orden werben. Das schwarze Kreuz auf Eurem Mantel hindert Euch nicht für die Sache des rothen Kreuzes zu fechten; wir sind alle Diener eines Glaubens!

Das sind wir! — Hier meine Hand! Ich fechte an Eurer Seite! Mein Schwerd ewig für, nicht wider Euch! Mein Leben für das Eurige!

Die Ritter umarmten sich, und Thränen traten in ihre Augen. Konrad, ein Mann be-

reits von vierzig, ein Mann, der nie in seinem Leben viel von schnell geschlossenen Freundschaften hielt, zog sich am ersten zurück, doch blieb seine Hand in der festgeschlossenen Rechten des Herrn von Ronnay; man wandelte erst stillschweigend, denn in unaufhaltsam strömenden Gesprächen fort, und ward sich in wenig Stunden so theuer, daß jeder tief im Herzen den Wunsch ewiger Vereinigung fühlte.

Sie langten bey einem Vorwerk nahe vor Akra an; ein einsames, mit dichtem Gebüsch umgebenes Gebäude, in welchem das Geheimniß zu wohnen schien. Die Nacht begann einzubrechen, die Schatten, welche hier schon alles bedeckten, da rund umher die Gegend noch in röthlicher Dämmerung schwamm, hätten vielleicht einem andern an der Hand eines unbekannten Mannes, Furcht und Besorgniß heimlicher Aufsätze eingeflößt; Konrads furchtloses, mit zutraulicher Liebe zu seinem neuen Freunde erfülltes Herz, fühlte nichts, als allenfalls ein wenig Neugier, da sich jetzt, auf ein gegebenes Zeichen, um den Tempelherrn eine ziemliche Schaar Krieger mit rothbekreutzten Mänteln hersammelten, die durch die volle Rüstung unter den Wappenröcken zeigten, daß sie sich hier nicht um friedlicher Ursach willen verborgen hatten.

Brüder, sagte Ronnay, nachdem er sie begrüßt und ihre Zahl vollständig gefunden hatte; ihr wißt unser Vorhaben; es ist gewagt, und Verstärkung unserer Macht ist nicht zu verachten; mir hat das Glück so wohl gewollt, Euch eine solche Verstärkung zu bringen. Und ob ich Euch gleich diese Nacht etliche hundert Mann zugeführt hätte, unsere eingeschlossenen Brüder zu Akra entsetzen zu helfen, so hätte ich wohl nicht so viel gethan, als da ich Euch diesen einzelnen Mann zuführe, den ich unterwegens kennen lernte. Seht ihn an, genießt seines Umgangs etliche Stunden, wie ich ihn genossen habe, und Ihr werdet urtheilen wie ich. Er ist ein geistlicher Ritter, ob wohl nicht unsers Ordens. Er hat in Europa wider die Ungläubigen gefochten, und Heldenthaten verrichten helfen, von welchen das Gerücht zeitig zu uns herüber kam, und bey deren umständlicher Erzählung er mir nur den Antheil verschwieg, den sein Name, der mir noch unbekannt ist, daran genommen hat; diese edle Bescheidenheit charakterisirt den Mann ganz, es ist Verletzung derselben, daß ich ihn vor seinen Ohren gegen Euch rühme, aber die Noth heischt es, wir haben nicht zu säumen, und ich will, daß Ihr ihn mit eben den Augen ansehet, mit welchen ich ihn betrachte. Fasset seine Hand, wie ich sie fasse! Schwört ihm, ob

mich bey unserer nächtlichen Aktion ein Unfall treffen sollte, ihn für Euren Anführer zu erkennen, und bey ihm zu leben und zu sterben, wie Ihr mit mir gelebt haben und gestorben seyn würdet!

Es war etwas feyerliches in der Art, mit welcher der Ritter von Ronnay diese Worte an die Templer richtete, sie traten nach der Reihe hinzu, und schwuren, was er ihnen vorsagte; nur einige der Alten murrten, und meynten, es sey zuviel, daß dieser Fremde, der selbst nur noch das halbe Ordenskreuz trüge, sich unterstehen dürfe, ihnen noch einen andern Fremdling, den er selbst nicht kenne, an seiner Statt aufzudringen; — ein kleiner Mislaut, der von der Harmonie des Ganzen verschlungen wurde, und den beyden Hauptpersonen nicht einmal zu Ohren kam.

Glück am Rande des Grabes.

Uta war damals durch einen Zufall, von welchem die Geschichte nichts umständliches meldet, in Gefahr, aus den Händen der Ritter von neuem in die Hände der Ungläubigen zu fallen. Waffenstillstände wurden nicht allemal auf das gewissenhafteste beobachtet. Man war von Seiten der

Christen vielleicht oft zu sicher. An heimlichen Verräthern und Ueberläufern fehlte es nicht, genug, die Gegenden vor der wichtigsten Schutzwehr der Christenheit, seit Damiette dahin war, schwärmten von feindlichen Waffen; die Besatzung in der Stadt war, weil die Ritter in andern Gegenden zu thun hatten, ungewöhnlich schwach, für Lebensmittel war schlecht gesorgt, und man konnte den schrecklichsten Auftritten entgegen sehen, wenn nicht ein Streich, wie der gegenwärtige, glückte.

Eine Anzahl von Tempelrittern hatten sich verschworen, diese Nacht ihre Brüder zu entsetzen. Hambert von Ronnay war an der Spitze des Bundes. Seine Jahre, und die nothwendige Behauptung der Burg Sidon verhinderten ihn, selbst bey der Ausführung des großen Anschlags zu seyn; aber er hatte den edeln Verschwornen den jungen Mann an seiner Statt zum Anführer gegeben, dem wir jetzt nebst Konraden in das kleine Gehölz vor Akra gefolgt sind, und der, ob er gleich würklich dem Orden nur zur Hälfte angehörte, doch von allen, wie ein würklicher Mitbruder geliebt, von den meisten hier Gegenwärtigen, gern als Anführer erkannt, und nur von einigen gehaßt wurde.

Wie schon gesagt, so hörte weder er noch Konrad die murrende Stimme der Ungewogenen,

die besser Gesinnten dämpften sie, und die beyden neuen Freunde konnten das Vergnügen, Beweise gränzenloser Achtung ertheilt und erhalten zu haben, ohne Bitterkeit genießen. Konrad faßte dankend Ronnays Hand, und führte ihn abwärts von dem Gedränge nach einer vom aufgehenden Mond beglänzten Stelle, wo die Natur zwischen zwey sich umarmenden Tamarindenbäumen eine natürliche Laube bildete. Beyde hatten nach dem weiten Wege, den sie gegangen waren, die Ruhe einer Viertelstunde nöthig, um auf die künftige Nacht gestärkt zu seyn. Feuchtwangen schämte sich seines Mißtrauens gegen seinen edeln Freund, sein Herz schloß sich gegen ihn auf, und er bereitete sich zu Eröffnungen, welche von den wichtigsten Folgen gewesen seyn würden, als das Geschrey: Zu den Waffen! zu den Waffen! das von den ausgestellten Vorposten erscholl, der kaum genommenen Ruhe ein Ende machte, und die Freunde um die seligsten Augenblicke betrog, welche sie noch diesseit des Grabes hätten geniessen können.

Ein Theil des Anschlags, der Akra zum Besten gereichen sollte, schien verrathen zu seyn. Der Feind war im Anrücken. Ein Gefecht begann, wie es in der Geschichte der morgenländischen Kriege nur wenige giebt. So vertheidigten Joinville, Beaujeu und Soißons die Brü-

cke, welche ehemals Ludwig dem Heiligen den Weg zum Entsatz offen erhalten sollte. So vertheidigte Jocerant von Brancion das christliche Lager, und starb in Vertheidigung desselben, wie hier die Tempelritter unter der Anführung der beyden Freunde, den engen Paß im Gehölze verfochten, durch welchen gegen den Morgen dem bedrängten Akra noch mehr Hülfe zugeführt werden sollte. Mit demselben bewahrten sie sich auch das Geheimniß ihres Anschlags; das Blut floß in Strömen, und keiner von denen, welche entdeckt hatten, daß hier Krieger im Walde lauschten, kam davon, seine Entdeckungen nachzusagen.

Schon begann der Morgen zu grauen, als die Helden aus der nächtlichen Gefahr des Waldes als Sieger hervorgingen, um die Entsetzung von Akra vorzunehmen, welcher man in der Stadt bereits um Mitternacht entgegen gesehen hatte. Konrads edler Freund war verwundet, sein Heldenarm hatte nicht immer das Schwerd von ihm abkehren, nicht immer ihn mit mächtigem Schilde decken können. Die Verbindlichkeiten waren gegenseitig; auch Konrad dankte seinem tapfern Waffengenossen einigemal das Leben, auch Ronnay hatte sich hier und da zur Mauer für ihn gegen die Wuth des Feindes

gemacht, und mit besserm Erfolg, denn Konrad war noch ganz ohne Wunden.

Die Helden schöpften Luft, und trockneten den Schweis von dem glühenden Gesicht, sie sagten sich durch einen Händedruck, wie theuer sie sich in dieser Nacht geworden waren. War es am Abend Zug heimlicher Sympathie gewesen, der sie zu einander hinriß, so machte sie am Morgen Kenntniß des gegenseitigen Werths und gemeinschaftlich überstandene Gefahr zu geprüften Freunden.

Nicht nur Ronnays Herz, nicht nur die Herzen der Wohlgesinnten hatten sich in dieser Nacht fester mit dem tapfern Konrad verbunden, nein, auch die Gemüther der Ungewogenen schienen besänftigt; sie traten mit den andern hinzu, und gelobten zu der Hauptaktion, die noch bevorstand, neue Treue, und verbargen wenigstens den Neid, der noch in ihrem Herzen glimmen mochte. Unter ihnen war Raynald von Ibelin und Guyon der Montfort.

Kein Augenblick war nun mehr zu verlieren. Hin in die Ebenen von Akra, ehe die Sonne herauf kommt! Hindurch, durch den schlafenden Feind, ehe er noch gänzlich vermag die Betäubung des Schlummers abzuschütteln!

Dies

Dies waren die Worte, die einer dem andern zurief, bis die Nähe des Feindes Stillschweigen gebot, und jeder flüsternde Laut gehemmt wurde, weil Ueberraschung das einzige Mittel war, über eine dreymal überlegene Anzahl zu siegen.

Wie ein Wetter kamen die Helden dem Feinde über den Hals, wie ein Sturmwind rissen sie durchhin. Alles stürzte vor ihnen nieder. Der Feind flohe, weil das Schrecken ihre Anzahl dreymal vergrößerte, und ließ ihnen ein Lager zur Beute, mit dessen Raube sie hoffen konnten, dem befreyten Akra doppelt willkommen zu seyn. In den Mauern der Stadt begann bereits Hunger hinter der Theurung herzuschleichen, und hier war Ueberfluß und Vorrath in Menge.

Alles jauchzte, alles triumphirte, nur das Häuflein nicht, das sich zunächst bey den beyden Freunden hielt. — Ach die Krieger, welche hier fochten, wußten allein, wie theuer sie den Sieg hatten erkaufen müssen!

Kaum hielt sich Ronnay noch an Konrads Armen aufrecht, er blutete aus zwanzig Wunden; ein Corps, das ihn auf Feuchtwangens

Komando in dem hitzigsten Gefecht, das beyde Freunde trennte, hatte entsetzen sollen, hatte seine Schuldigkeit schlecht gethan. Partheysucht und nicht genugsam gestillter Neid kosteten einem der edelsten Helden das Leben. Raynald und Guyon waren die Anführer des treulosen Haufens. Ein gleicher Streich war Konraden zugedacht, aber sein besseres Geschick, oder sein wachsamerer Schutzengel rettete ihn.

Dem Tode nahe fand Feuchtwangen seinen Waffenbruder, als er sich mit ihm des Sieges zu erfreuen dachte. Ronnay stützte sich schwach auf Konrads Schultern. Laß mich in deinen Armen sterben! sagte er mit gehemmter Stimme. Ihr andern verberget meinen Zustand. Derer sind noch genug, die mich lieben; mein Tod würde Verwirrung verbreiten, und unnöthige Rache erregen; wie leicht könnte so uns einer der schönsten Siege entrissen werden!

Mein Bruder, sagte der trauernde Konrad, der seinen Freund, den er nicht mehr zu halten vermochte, sanft auf einen Mantel bettete, du bist sehr matt, soll ich dich denn schon im ersten Anbeginn unserer Freundschaft verlieren? Gönne mir nach deinen Wunden zu sehen!

Meinen Wunden ist gerathen, so gut man vermochte, sprach der Tempelritter, sie sind tödtlich! — Wie Gott will! ich sterbe gern! — Siehe zu, ob wir einsam sind.

Die Krieger haben sich all auf die Seite des siegenden Heers gewandt, nach deinem Verlangen, deinen Zustand zu verbergen. Zwanzig Schritte von hier stehen deine beyden Waffenträger, unsere Einsamkeit zu schützen.

Gut, mein Bruder; ich sterbe also ruhig und in deinen Armen. — Nenne mir deinen Namen, Geliebter, damit ich wisse, wie ich dich hier nennen, und dort wiederfinden soll. Ach zu kurz, zu kurz dauerte unsere Freundschaft diesseit des Grabes!

Mein Name ist Konrad.

Konrad? Du hast also außer diesem Kleide noch eine Aehnlichkeit mehr mit Einem, den ich liebe! — O Konrad! Konrad! wenn du einst nach Deutschland wiederkehrtest! — Ich denke, du bist ein Deutscher. —

Bruder, dich drückt etwas auf dem brechenden Herzen! Entdecke mir alles! — Ja, ich bin ein Deutscher! Macht irgend etwas in

meinem Vaterlande dir Unruh, so traue meiner Treue bey deinen Aufträgen! — Ists möglich, daß ich dich überlebe, so schwöre ich dir die pünktlichste Ausrichtung.

Du wirst, du wirst mich überleben! — Was ist neue Freundschaft, und wäre sie auch der unsrigen gleich! — Aber es giebt eine Person, die mich nicht überleben wird. Ach, Konrad, ich habe eine Gemahlin!

Du bist vermählt *)?

Und einen Sohn! — Konrad, die Geschichte meines Lebens ist lang und traurig, und meine Augenblicke sind gezählt. — Dort erfährst du alles!

Ronnay! ich bitte dich, vermagst du es, nur noch einige Worte!

Auch habe ich noch nicht geendet. — Verfolgung trieb mich aus dem Schooß der Sicherheit. Ich fand Zuflucht in dem heiligen Orden. Meine Gemahlin und meinen unmündigen Sohn sandte ich nach Deutschland.

*) Man sagt, daß in den Tempelorden so wohl, als in den Deutschen auch Verehelichte aufgenommen wurden, doch durften solche nur das halbe Kreuz tragen.

Warum nach Deutschland?

Ich dachte ihnen dorthin zu folgen. In Deutschland habe ich einen Bruder, einen Ritter des Ordens, zu welchem du dich zählest, sein Name ist — Konrad von Feuchtwangen.

O, Herman! Herman! theurer, unglücklicher, wiedergefundener Bruder, schrie Konrad, und sank ohne Gefühl an des Sterbenden Seite nieder.

Tod des Helden von Akra.

Humbert ven Ronnay hatte von den Gefahren gehört, welche die Befreyer von Akra auf ihrem Wege vorgefunden hatten, dieses bewog ihn, sich selbst an die Spitze des Entsatzes zu stellen, und ihnen zu Hülfe zu eilen. Das Geschrey des Siegs kam ihm entgegen. Die Mauern von Akra hatten sich geöffnet, ihre Helfer einzulassen. Der Feind war geflohen, die Gegend rund umher war sicher. Das Volk strömte ein und aus, die Siegesstätte zu besehen, und die Beute zu theilen.

Humbert fragte bald nach dem, der bey diesem herrlichen Siege die Hauptrolle gespielt hatte, nach seinem sogenannten Neffen, Ronnay, oder vielmehr nach dem, den meine Leser nun besser zu nennen wissen, und der nur darum Humberts Namen angenommen hatte, um unter demselben seinen Verfolgern desto unentdeckbarer zu seyn. Humbert von Ronnay liebte Herman, und sorgte für seine Sicherheit, selbst die Rauhigkeit, mit welcher er des vorigen Tages Konraden von sich gewiesen hatte, zeigte es; ach er dachte nicht, daß er durch diese gutgemeinte Strenge zwey Brüder trennte!

Jetzt wies man den alten Ritter, den bey der Abwesenheit seines Lieblings zu mißdünken begann, mit seinem Nachfragen an diejenigen, welche zunächst beim Anführer gefochten hatten, und so leitete ihn endlich einer, der ihm aus dem Zustand des Helden von Akra kein Geheimniß machen durfte, auf die Stelle, wo Konrad sich eben erholt hatte, seinen sterbenden Bruder von neuem zu umfassen, und neue Versuche zu machen, um seine scheidende Seele aufzuhalten.

Es war vergebens; die Freude, einen Bruder wiedergefunden zu haben, die auf den

starken Konrad eine so gewaltsame Würkung gethan hatte, erschütterte den verwundeten Herman noch heftiger. Er war eine Zeitlang ohne alles Lebenszeichen, und sein Bewußtseyn kehrte ihm nur auf Minuten zurück, um durch abgebrochene Worte, durch Blicke voll Liebe und einige Thränen verstehen zu geben, daß er fühle, glaube, zu schätzen wisse, was er aus Konrads Munde vernahm.

Konrad sprach zu ihm von seiner Liebe, seiner Freude, seinem Kummer, seinen langen fruchtlosen Nachsuchungen, die sich nun mit dem Tode endigten. Hermans brechendes Auge hieng an seinem Munde, der Ton der brüderlichen Stimme war Musik in seinem Ohr, vielleicht verstand er nicht völlig, was er hörte, aber ganz gingen diese im Drang der Empfindung ausgesprochenen Worte doch nicht für ihn verloren.

O Konrad! flüsterte er — diese zwanzig Jahr! — Ich glaubte mich vergessen! — Und nun! — Meine Gemahlin! meinen Sohn! — Ich sandte sie dir! — sie sind dein! — Sey der Vater Siegfrieds von Feuchtwangen!

Mit diesen gebrochenen Worten hauchte der so spät Wiedergefundene seine letzten Kräfte

aus. — Als Ritter Humbert von Ronnay sich an die Stelle leiten ließ, wo sein sterbender Liebling lag, und Konrad neben ihm kniete, vermochte er nur noch die Hand des letzten an sein Herz zu drücken, und mit einem Blick auf den alten Herrn von Ronnay, kaum hörbar zu sagen: Es ist mein Bruder.

Ende des Ersten Bandes.

LB Coburg

3. 5. 73

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Naubert, Benedikte,

Konrad und Siegfried von Feuchtwangen, Großmeister des deutschen Ordens

Bd.: 1. (1792). - [4], 3O8 S. : Ill.

1792

Coburg, Landesbibliothek -- D III 12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941499-8